



UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

03 | 2015

Campus:Report

WARUM MAN RANKINGS ERNST NEHMEN MUSS

SCHWERPUNKT: UN_{GE}RECHT (TITELFOTO)

CAMPUS-RADIO: FÜR DEN PERFEKTEN BMO

26



Billige Masche

▼ Milde Gaben retten uns nicht

Schlaf der Maschinen



50



16



34

▲ 35 Minuten bis Hawaii



38

▲ Für den perfekten BMO

04-05 UNIVERSUM

Bilder | Nager mit Kompass

06-09 HOCHSCHULPOLITIK

Warum man Rankings ernst nehmen muss

10-13 NEUE WERKSTOFFE

Kleinste Teilchen und die Umwelt | Smart und wandelbar | Schnellster und bester Laser weltweit | Gesucht: Sensible Membranen | Superschnelle Datenübertragung | Bloß kein zweites Fukushima | Energieumwandlung einmal anders | Kühlung – neu gedacht

14-33 SCHWERPUNKT: UNGERECHT

16-19 Milde Gaben retten uns nicht
20-23 Unten betrifft alle
24-25 Wer teilt, gewinnt
26-29 Billige Masche
30-31 Verantwortung ist mehr als ein Schlagwort
32-33 Gerechtigkeit und Migration

34-35 LEUTE

35 Minuten bis Hawaii | Heimat auf Zeit

36-37 GESUNDHEIT

Ein Enzym räumt auf | Hochspannend | Unsterbliche Tumorzellen | Lärm drückt auf die Stimmung | Pflege erleichtern | Kleines Organ, große Wirkung

38-39 NACHWUCHSREDAKTIONEN

Für den perfekten BMO

40-43 MAGAZIN

Alumni-Serie: „Ich habe die Kurve gekriegt“ | Webseite für Zugewanderte | Aufs Lehramt optimal vorbereiten | Print lebt | Gut studieren | Gehen und bleiben | Stadt der kurzen Wege: Urban Factory | Missbrauch aufklären | Schülerinfotag | Reviergeschichte(n) | Größere Kluft | Von Bougainville lernen

44-49 NAMEN UND NOTIZEN

Neu berufen | Außergewöhnlicher Führungsstil | Auszeichnungen | Weitere Personalnachrichten | Impressum

50-51 UNIKATE

Schlaf der Maschinen

52 SCHLUSSPUNKT

Urgeschmack

An der Uni wird viel gebaut – nicht nur für Zweibeiner. Ein Haus aus Holz und ohne Fenster haben jetzt die Graumulle auf einem Außengelände der UDE bekommen. Die fluffigen Nager mit den winzigen Augen lieben die Dunkelheit und finden sich fast blind zurecht. Sie helfen Zoologen wie Dr. Pascal Malkemper, den Magnetsinn zu verstehen.

Ihre Nester errichten sie in einer bevorzugten Himmelsrichtung. In der roten Arena – dem Versuchsaufbau – können sich die Mulle nach Herzenslust einbuddeln. Stets unter Beobachtung. Denn die Wissenschaftler/innen suchen nach den Rezeptoren für den inneren Kompass, um mehr über unseren Orientierungssinn zu erfahren. Was geschieht, wenn sie das Erdmagnetfeld lokal verändern?



WARUM MAN RANKINGS ERNST NEHMEN MUSS

Ranglisten sind „in“. Das gilt inzwischen auch für Universitätsrankings. Weshalb sie mehr als eine zeitgeistige Modeerscheinung sind, erläutert Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke.

Zu Recht werden Uni-Rankings häufig kritisiert, schließlich bewerten sie komplexe Leistungen in Forschung, Lehre und Dienstleistung anhand weniger, leicht handhabbarer Parameter. Der Komplexität und Diversität einer Universität wird so auf keinen Fall Rechnung getragen. Das Nichtsichtbare gerate in Rechtfertigungsnot, monierte die ZEIT erst kürzlich.¹ Es droht aus dem Blick zu geraten, dass Erkenntnis und ihre Vermittlung das Ziel der Wissenschaft ist, nicht der Wettbewerb.

Gleichwohl: Die Komplexität zu reduzieren, ist bequem. Aber muss man deswegen Rankings ernst nehmen? Ja! Denn auch in Deutschland werden sie mittlerweile systemrelevant² – nicht zuletzt, da auch Politiker/innen sie für sich entdeckt haben und ihre Universitäten gerne vorn sehen möchten.

Es gibt immer mehr globale Hochschulrankings: Medial präsent sind vor allem die THE-Rankings (Times Higher Education World University Rankings), das Shanghai-Ranking (Academic Ranking of World Universities, ARWU) der Shanghai Jiao Tong University und die

QS World University Rankings (Quacquarelli Symonds). Doch wie kommt die Bewertung der Universitäten zustande? Fast die Hälfte der Gesamtnote kann die Reputation der Universität ausmachen: Weltweit werden jährlich tausende Wissenschaftler/innen befragt, was sie von anderen Hochschulen halten – wie viele darauf antworten, wird nicht mitgeteilt. Ihre Einschätzungen beruhen meist auf reinem „Hörensagen“, Traditionshochschulen profitieren davon. So funktioniert eben Reputation, objektiv ist das nicht.

Zusätzlich werden Zitationen, Publikationen, Forschungsmittel, Abschlüsse, Preise etc. mitbewertet. Die Position ein und derselben Universität kann je nach Ranking sehr unterschiedlich ausfallen.³ Nur begrenzt sind die Indikatoren und das Gesamtergebnis geeignet, komplexe Sachverhalte in Forschung, Lehre und Wissenstransfer abzubilden.

Interpretationsspielräume bei der Datensammlung und eine intransparente Verrechnung führen dazu, dass die Ergebnisse nicht direkt vergleichbar und manipulations->



„Wir haben hohe Ziele. Und die erreichen wir am liebsten im Team.“ So formuliert die Uni Duisburg-Essen ihren Anspruch in ihrer Imagebroschüre. Für dieses Motiv wagten sich einige Professor/innen weit hinauf.

> anfällig sind. Selbst das Publikationsverhalten lässt sich nur schwer als objektive Datenbasis heranziehen. Forschenden ist ja bewusst, dass sie in verschiedenen Kontexten an den Zahlen ihrer Veröffentlichungen und Zitierungen gemessen werden. Es ist nicht auszuschließen, dass einige ihr Verhalten dementsprechend anpassen.⁴

Weil die Reputation ein so hohes Gewicht hat, haben es jüngere Universitäten grundsätzlich schwerer. Um solche Benachteiligungen abzumildern, haben QS (die besten 50) und THE (die besten „one hundred under fifty“) Rankings für die Universitäten entwickelt, die jünger als 50 Jahre sind. Beim THE-Ranking belegt die UDE aktuell Platz 59, acht Plätze besser als im letzten Jahr – als zweitjüngste Universität im Wettbewerb.

RANKINGS KOSTEN DIE UNIVERSITÄTEN SEHR VIEL ZEIT UND RESSOURCEN

Auf nationaler Ebene etablierte sich schon 1998 das Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE). Es richtet sich vor allem an Studieninteressierte, informiert über einzelne Studienfächer und erreicht im deutschsprachigen Raum – quasi konkurrenzlos – einen großen Adressatenkreis. Deshalb ist die Teilnahme aller Fakultäten wichtig, um das Fächerspektrum einer Universität für die Studieninteressierten abzubilden. Auch die Methodik dieses Rankings wird vielfach kritisiert. Doch haben Fachgesellschaften hier mehr Möglichkeiten, sich in die Weiterentwicklung der Methodik einzubringen.

Die Europäische Kommission beschreitet mit der Förderung von U-Multirank einen vielversprechenden Weg: Dieses Ranking verzichtet auf die Berechnung eines Gesamtergebnisses und die Bildung einer Rangliste. Stattdessen können die Nutzer/innen aus rund 30 Indikatoren die Kriterien auswählen, nach denen sie vergleichen möchten. Entscheidend für den Erfolg dieses neuen Ansatzes ist, wie viele Hochschulen sich daran beteiligen. Gemeinsam mit ihren Partnern aus dem International Research Universities Network (IRUN) hat die UDE entschieden, U-Multirank zu unterstützen.

Für die meisten Rankings kostet es die Universitäten sehr viel Zeit und Ressourcen, die erforderlichen Daten zur Verfügung zu stellen, vor allem wenn die Betrachtung bis in die Fächerebene reicht. Mit den üblicherweise erfassten Datensätzen kommt man nicht weit, und die Anforderungen unterscheiden sich auch noch von Ranking zu Ranking.

Vor zehn Jahren wurden globale Universitätsrankings noch als rein angelsächsisches Marketinginstrument belächelt oder ignoriert. Das ist vorbei, auch in Deutschland. „Lust auf Listen“ titelte die Süddeutsche Zeitung im Sommer und beleuchtete das Hochschnellen von Tübingen und Dresden um mehr als hundert Plätze im THE-Ranking 2014.⁵

Beide Universitäten profitierten als Erste von einem Gemeinschaftsprojekt, das vom Auswärtigen Amt finanziert wurde. Dessen Ziel war, insbesondere die Dateneingabe den internationalen Usancen anzupassen: Im angelsächsischen Raum firmieren zum Beispiel Doktorand/innen unter „Studierende“. Damit änderte sich schlagartig das ergebnisrelevante Verhältnis von Publikationen je Wissenschaftler/in (researcher) der Einrichtung.

Um die Publikationsleistung einer Universität angemessen abzubilden, sollte zudem der Name so angegeben werden, dass er in Publikationsdatenbanken wie „Web of Science“ oder „Scopus“ korrekt zugeordnet werden kann.⁶ Oft finden sich große Namensvariationen in Deutsch und Englisch. Die Ergebnisse des Pilot-Projekts konnten dann alle deutschen Unis für das THE-Ranking 2015 nutzen – mit beeindruckendem Erfolg: Die UDE stieg 100 Plätze und gehört nun zu den 201-250 besten Universitäten weltweit. Auch in rein bibliometrischen Vergleichen wie dem Leiden-Ranking oder dem Ranking der National Taiwan University belegt die UDE vergleichbare Plätze. Im THE-Ranking 2015 verbesserten sich auch fast alle anderen platzierten deutschen Universitäten deutlich.

Dennoch: Auch wer sich gut vorbereitet und mit der Methodik der Rankings auseinandersetzt, ist als Universität nicht geschützt vor der hohen Volatilität, der Änderung der Indikatoren oder ihrer – zum Teil willkürlich

erscheinenden – Wichtung. So führte die neue Definition des Zitations-Indikators beim diesjährigen QS-Ranking zu teils dramatisch schlechteren Platzierungen bei der Hälfte der 41 beteiligten deutschen Universitäten und nur bei wenigen zu vergleichsweise geringen Verbesserungen.

Wir sollten im Blick behalten, dass die „Spielregeln“ der globalen Rankings nicht in Deutschland gemacht werden. Da ihnen das Modell der angelsächsischen Forschungsuniversität zugrunde liegt, ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass auf den Spitzenplätzen fast nur anglo-amerikanische Universitäten auftauchen. Schließlich entwickelten sich die Ranglisten aus dem marktwirtschaftlich orientierten Wettbewerb privater Universitäten um zahlungskräftige Studierende.

Zinsgewinne aus ihren milliardenschweren Stiftungsgeldern (endowments) ermöglichen beispielsweise den nordamerikanischen Elite-Universitäten, ihre Attraktivität noch zu steigern: Geringe Lehrverpflichtungen und günstige Betreuungsverhältnisse ziehen nicht nur leistungsstarke Wissenschaftler/innen und Studierende an, sondern sind auch wichtige Beurteilungskriterien der Rankings. Selbst die stärksten deutschen Universitäten haben eine Finanzausstattung, die nur im niedrigen Prozentbereich der Ivy League-Hochschulen liegt – über die Betreuungsverhältnisse an deutschen Universitäten (1:63) sprechen wir hier lieber nicht.

WER IN RANKINGS AUFTAUCHT, IST INTERNATIONAL SICHTBARER

Gleichwohl ist die qualitative Breite der deutschen Hochschulen, an denen exzellente Forschungsbereiche auf viele Standorte verteilt sind, die Stärke der hiesigen Wissenschaftslandschaft. Unterschiede zum angloamerikanischen System, etwa die institutionelle Trennung von universitärer und außeruniversitärer Forschung, werden in den globalen Rankings nicht berücksichtigt.

De facto gibt es jedoch kein Zurück mehr: Die Option auszusteigen existiert nicht. Wer in Rankings auftaucht, ist international sichtbar: Studierende oder Wissenschaftler/innen und auch Staaten orientieren sich immer



Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke

FOTO: JOCHEN TACK

mehr daran. Indien verpflichtet seine Universitäten zum Beispiel, nur mit den Top 500 weltweit zu kooperieren. Manche schicken die Stipendiaten nur in die Top 400, andere bürgern diejenigen schneller ein, die den Abschluss einer hoch gerankten Universität vorweisen können usw. Fazit: Deutsche Universitäten sollten die normative Wirkung von Rankings nicht unterschätzen.

Im Kampf um die „besten Köpfe“ und Fördermittel spielt die Sichtbarkeit eine immer größere Rolle. Dies mag auch erklären, warum sich deutsche Universitäten zum Beispiel zum Kreis der U15 oder TU9 zusammenschlossen haben: Selbstdefinierte Exzellenz soll helfen, sich gegenüber dem Rest abzusetzen. Die Exzellenzinitiative hat die vertikale Differenzierung der deutschen Universitätslandschaft weiter gefördert. Ab 2017 sollen im Rahmen ihrer Fortsetzung die starken Wissenschaftsstandorte weiter gestärkt und international noch sichtbarer gemacht werden.

Wie sollten wir mit Rankings umgehen? Dämonisieren oder ignorieren ist genauso wenig hilfreich, wie sich in seiner Strategie nur darauf zu konzentrieren, die Stufenleiter hochzuklettern. Wichtig ist eine transparente Rankingerstellung; und man sollte die Regeln genau kennen, um sich im internationalen Wettbewerb gut aufzustellen.

Darüber hinaus ist Aufklärung zu leisten: Auch wenn es schwierig ist, international dafür zu werben, sich dem Rankingtrend entgegen zu stellen, so ist es umso wichtiger, die deutsche Öffentlichkeit und Politik auf die gravierenden Schwächen globaler Rankings hinzuweisen. Ihnen sollte klar sein, dass sie mit diesem Instrument keinen Spiegel in der Hand halten, der ihnen verlässlich sagt, wie leistungsfähig die deutsche Hochschullandschaft wirklich ist. ■

1: Barbara Zehnpfennig, DIE ZEIT, 2015, Nr. 24, S. 60

2: vgl. auch Hazelkorn et al., „Rankings in Institutional Strategies and Processes: Impact or Illusion?“, EUA-Publications, 2014

3: ebda.

4: Jürgen Kaube, Freiburger Universitätsblätter, Heft 207, 2015, S. 31-41

5: Yannik Buhl, Süddeutsche Zeitung, 15.06.2015

6: Abschlussbericht zum Pilotprojekt „Verbesserung internationaler Ranking-ergebnisse deutscher Universitäten – Die Technische Universität Dresden und die Universität Tübingen als Vorreiter für das internationale Bildungsmarketing des Standorts Deutschland“, 30.04.2015

KLEINSTE TEILCHEN UND DIE UMWELT

Immer mehr nanotechnisch veränderte Produkte kommen auf den Markt. Denn sie haben bessere Eigenschaften, sind effizienter, vielseitiger, haltbarer oder leichter. Doch wie lassen sich Nanopartikel-Emissionen kontrollieren, und was passiert, wenn sie sich in der Umwelt einlagern?

Damit befasst sich das NanoFASE-Projekt, an dem weltweit 41 Partner aus Forschung, Industrie und Behörden arbeiten. Geleitet wird es vom Institut für Energie und Umwelttechnik (IUTA) sowie von CENIDE. Dafür fließen in den nächsten vier Jahren

9,9 Millionen Euro aus dem EU-Programm Horizont 2020.

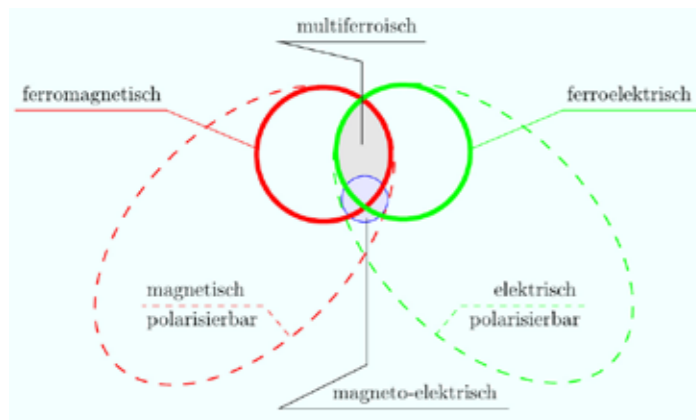
Die Verbundpartner wollen Methoden und Modelle entwickeln, mit denen das Verhalten und der Verbleib von Nanomaterialien modelliert und beurteilt werden können – und zwar über die bisherigen technischen Messgrenzen hinaus.

Dabei helfen beispielsweise chemische Modelle für den luftgetragenen Transport. „Dadurch können wir etwa photochemische Reaktionen von Titandioxid in der Luft identifizieren“, sagt Dr. Thomas Kuhlbusch vom IUTA.

Außerdem können frühzeitig Zonen erkannt werden, in denen sich Nanomaterialien anreichern, zum Beispiel in den oberen Bodenschichten. (sn)

http://cordis.europa.eu/project/rcn/197194_en

SMART UND WANDELBAR



Funktionswerkstoffe sind wahre Multitalente. Sie stecken heute in vielen technischen Geräten – vom Auto bis zum Smartphone. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft setzt auf ihre Entwicklung. Für weitere drei Jahre unterstützt sie die Forschergruppe „Ferroische Funktionsmaterialien – Mehrskalige Modellierung und experimentelle Charakterisierung“ (FOR 1509). Dabei werden zwei Teilprojekte aus der Physik und den Ingenieurwissenschaften mit über 750.000 Euro gefördert.

Die Wissenschaftler/innen wollen eine neue Qualität der Charakterisierung und Modellierung von so genannten Smart Materials: Diese Funktionswerkstoffe sind in der Lage, eine physikalische Größe in eine andere zu transformieren, beispielsweise durch Dehnungs- oder Temperaturänderungen oder mithilfe von Magnetfeldern. Fachübergreifend sollen neue Modellierungswerkzeuge und -ansätze entstehen. (kk)

Vier der sieben Teilprojekte sind an den Universitäten Duisburg-Essen und Dortmund verankert. Insgesamt sieben Hochschulen machen mit.

Mehr: www.uni-due.de/ferroics/home

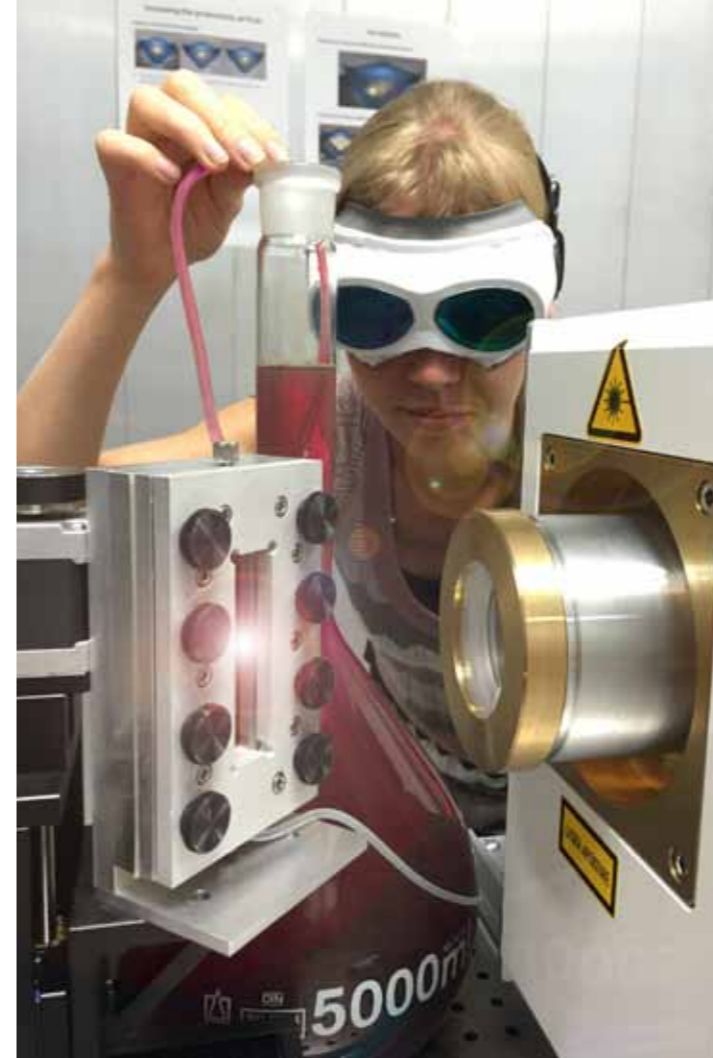


FOTO: CENIDE

Dieser Pikosekundenlaser ist einmalig: In atemberaubendem Tempo schafft er ultrakurze Pulse bei hoher mittlerer Leistung.

SCHNELLSTER UND BESTER LASER WELTWEIT

Zwei Pikosekunden dauern seine Pulse, mit 1.800 km/h macht er seine Arbeit und das enorm effektiv: Der neue Laser am Center for Nano-integration (CENIDE) wurde speziell entwickelt, um hochreine Nanopartikel in großen Mengen herzustellen – etwa für Katalysatoren oder für die Krebstherapie. Besser und schneller kann das weltweit kein anderer Laser.

Das neue, maßgeschneiderte System von Professor Dr. Stephan Barcikowski schafft über 40 Millionen Pulse in einer Sekunde, und das über einen längeren Zeitraum. „Einige Gramm pro Stunde können wir nun herstellen, während es bei klassischen Geräten nur einige Milligramm Partikel pro Stunde sind“, freut sich der Chemiker. Die Methode, mit der der Laser arbeitet, eignet sich auch für hitzeempfindliche Biomoleküle. Denn trotz der enormen Energie erwärmt sich das Material kaum.

Zwei Pikosekunden sind übrigens 0,000.000.000.002 Sekunden.

GESUCHT: SENSIBLE MEMBRANEN

Grenzüberschreitend wird in dem EU-Förderprogramm FLAG-ERA Spitzenforschung betrieben. Mit einem Projekt sind UDE-Wissenschaftler/innen beteiligt. Sie wollen neuartige Membranen entwickeln, um Flüssigkeiten zu filtern – beispielsweise zur Entsalzung.

Unter dem Dach von CENIDE arbeiten die Physikprofessorin Dr. Marika Schleberger und der Chemieprofessor Dr. Mathias Ulbricht mit Kolleg/innen aus Frankreich, Kroatien und den Niederlanden zusammen. Ihr Hauptziel sind widerstandsfähige Verbundmaterialien aus Graphen und einem Polymerfilm.

Graphen ist ein besonders wichtiges Forschungsfeld in der EU. Diese nur ein Atom umfassende Lage aus Kohlenstoff wird auf eine Kunststoffolie aufgebracht – sonst wäre sie zu instabil. Wird dieser Verbund mit schnellen Ionen bestrahlt, entstehen winzige Löcher unterschiedlicher Größe. Noch sind sie allerdings zu klein, um als Filter zu wirken.

Daher hatten die Forscher/innen die Idee, das Ganze kurz in Säure zu legen. Mit unterschiedlichem Effekt: In der Folie vergrößern sich die Kanäle, im Graphen bleiben sie dagegen klein, denn es ist säureempfindlich. Genau diese Kombination ist perfekt. „Die kleinen Löcher filtern, während die größeren als Zufuhrkanäle dienen“, erklärt Professorin Schleberger.

„Unser Team untersucht die Leistungsfähigkeit dieser Membranen und erarbeitet Modelle für die Herstellungs- und Trennungsprozesse“, ergänzt Professor Ulbricht. „Die Größe der Poren kann zwischen 5 und 50 Quadratnanometer liegen, mit den kleinsten Poren würde sogar die Entsalzung von Wasser möglich werden.“ (kk)

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert das Vorhaben mit 440.000 Euro für drei Jahre. Mehr: <http://flagera.eu>

SUPERSCHNELLE DATENÜBERTRAGUNG

UA Ruhr-Unis forschen zum Photonik-Sensor

Mit Licht können wesentlich mehr Daten übertragen werden als über das klassische Kupferkabel. Einsatzfelder gibt es viele – vom schnellen Internet bis hin zu Präzisionsinstrumenten. Hierzu arbeiten gemeinsam Wissenschaftler/innen der Universitätsallianz Ruhr (UA Ruhr) und des Fraunhofer-Instituts für Hochfrequenzphysik und Radartechnik. Sie entwerfen einen photonischen Sensor, der beispielsweise wesentlich genauere Analysegeräte ermöglichen wird.

Das Projekt gehört zum Profilschwerpunkt Materials Chain, in dem die drei Revier-Unis ihre exzellenten Material-, Werkstoff- und Produktionswissenschaften zusammenbringen.

„Wir forschen im Bereich der Terahertz (THz)-Technologie, die bisher nur sehr eingeschränkt nutzbar ist“, erklärt UDE-Projektleiter Professor Dr. Andreas Stöhr. „Diese Lücke im THz-Frequenzbereich des elektromagnetischen Spektrums möchten wir überbrücken. Dafür fehlt ein photonischer Empfänger, den wir entwickeln werden.“

THz-Strahlung durchdringt viele Materialien wie Papier, Kunststoff oder organisches Gewebe, ohne sie zu zerstören oder zu verändern. Das macht sie für die Materialanalyse so interessant, etwa um spezifische Stoffe zu identifizieren oder die Oberflächenbeschaffenheit von Materialien zu untersuchen.

Mit einem photonischen THz-Sensor lässt sich aber auch eine größere Frequenzbandbreite erreichen, so könnten Materialien genauer lokalisiert werden. Außerdem ist die neue Technologie vergleichsweise günstig herzustellen. Das ist die Voraussetzung dafür, dass künftig sogar hochauflösende integrierte optische Sensorsysteme entwickelt werden können, die aus vielen Einzelsensoren bestehen.

Der UDE-Lehrstuhl für Optoelektronik übernimmt im Projekt die Sensorentwicklung, die Fakultät für Elektrotechnik und Informationstechnik der RUB stellt die Lasertechnik zur Verfügung, und der Lehrstuhl für Kommunikationstechnik an der TU Dortmund befasst sich mit der Anwendungsanalyse. Das Fraunhofer-Institut hingegen unterstützt die Arbeiten mit seiner Expertise zur Radartechnologie. (ko)

Mehr: Prof. Dr. Andreas Stöhr, T. 0203/379-2825, andreas.stoehr@uni-due.de



Dies ist der wesentliche Baustein des Sensors: ein photonisches Terahertz Sende- und Empfangsmodul.

FOTO: AG STÖHR

BLOSS KEIN ZWEITES FUKUSHIMA

Viele Länder setzen weiter auf Kernenergie. Ein internationaler Verbund, den Professor Dr. Dieter Brillert koordiniert, entwickelt daher ein System, das den Reaktorkern auch bei Stromausfall weiter kühlt und so eine Kernschmelze vermeidet.

Was die Menschen vor Atomkatastrophen wie in Fukushima schützt, macht außerdem andere Energieanlagen effektiver und umweltfreundlicher: Denn das „supercritical CO₂ Heat Removal System“ kann die Restwärme in elektrischen Strom umwandeln, weniger klimaschädliches Kohlendioxid wird ausgestoßen.

„Das System führt die Zerfallswärme des Reaktorkerns an die Umgebung ab und nutzt einen Teil

der Wärme als Antriebsenergie. Es ist energieautark und funktioniert auch, wenn die Stromversorgung ausfällt“, erklärt der Experte für Strömungsmaschinen. „Bei einem Störfall wird wertvolle Zeit gewonnen.“

Das Ganze besteht aus einem so genannten Joule-Kreislauf mit Wärmetauschern, einem Kompressor und einer Turbine. Als Medium wird überkritisches CO₂ verwendet. „Es hat in diesem Zustand die Dichte einer Flüssigkeit und die Zähigkeit eines Gases. Dies erlaubt eine sehr kompakte Bauweise, spart Platz und macht die Investitionen überschaubar.“ (ubo)

Die EU fördert das Projekt, an dem sechs Partner arbeiten, mit knapp drei Millionen Euro. Mehr: www.sCO2-HeRo.eu

ENERGIEUMWANDLUNG EINMAL ANDERS

Es gibt Dinge, mit denen beschäftigt sich ein Laie eher selten: Die Spaltung von Wasser ist ein solches Thema. Mit Sonnenlicht gelingt die Trennung von Wasserstoff und Sauerstoff. Eine vielversprechende Vision für die künftige Stromerzeugung – denn Wasserstoff ist ein gefragter Energielieferant.

UDE-Wissenschaftler/innen bringen dazu ihre Expertise in das DFG-Schwerpunktprogramm SPP 1613 ein. Hier sollen regenerative Brennstoffe durch lichtgetriebene Wasserspaltung entstehen.

Wird aus Solarenergie elektrischer Strom, braucht man eine aufwändige Speichertechnik. Eine Alternative: Chemische Energie wird bei der Aufspaltung von Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff umgewandelt und später in einer Brennstoffzelle wieder neu verfügbar. Die Forscher/innen suchen dafür nach geeigneten Materialien. Auch die Rolle von Nanopartikeln und Katalysatoren wird analysiert,

um später neue Technologien zu entwickeln.

So beschäftigt sich ein Team um Physikprofessorin Dr. Rossitza Pentcheva mit der computergestützten Modellierung von nanoskaligen Metalloxiden. Parallel dazu werden kompakte bzw. poröse, nanostrukturierte Filme an der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Max-Planck-Institut Düsseldorf getestet. Die Erkenntnisse über die mikroskopischen Mechanismen sollen die Materialien und damit die Ausbeute bei der Wasserspaltung verbessern.

Vielversprechenden Stoffen sind auch die Chemiker/innen um Professor Dr. Malte Behrens auf der Spur. Mit Kolleg/innen der TU Berlin, des Helmholtz-Zentrums Berlin und der Universität Freiburg entwickeln sie Dünnschicht-Verbundsysteme. Diese können das Sonnenlicht absorbieren, um an der Oberfläche die chemische Wasserspaltung in Gang zu setzen. Die an der UDE untersuchten

nanostrukturierten Katalysatoren helfen, diese Reaktion zu beschleunigen.

Die Ingenieur/innen um Professor Dr. Markus Winterer richten ihr Augenmerk auf anorganische Nanopartikel auf Basis von Galliumnitrid. Diese Materialien sind leicht verfügbar, potenziell gering gefährlich und unter den Reaktionsbedingungen stabil. Die Gasphasensynthese ermöglicht es, Nanopartikel mit großer Oberfläche und hoher Kristallinität herzustellen. Deshalb besitzen die Partikel eine erhöhte photokatalytische Aktivität, die an der Ruhr-Universität Bochum untersucht wird. (kk)

Mehr: rossitza.pentcheva@uni-due.de; malte.behrens@uni-due.de; markus.winterer@uni-due.de



FOTO: EVGENY KORSHENKOV/FOTOLIA

KÜHLUNG – NEU GEDACHT

Um die Nutzung von Festkörpern zur Kühlung zu untersuchen, bekommen die Phyiker/innen und Ingenieur/innen an der UDE mehr als eine Million Euro Fördergelder.

Sie alle eint die Arbeit an einem besonderen Thema: Neuartige Materialien für Kühlschränke und Klimaanlage. Die bisherigen Systeme schädigen die Umwelt oder verbrauchen viel Strom. Alternativen bieten magnetische oder elektrisch polarisierte Festkörper, so genannte ferroische Materialien.

Klimaschädliche oder brennbare Gase werden hier nicht benötigt, und die Systeme sind effektiver. Dabei wird ausgenutzt, dass sich die magnetische bzw. elektrische Ordnung an Phasenübergängen ändert. Ähnliche Phasenübergänge spielen auch im Alltag beim Schwitzen eine wichtige Rolle: Der Körper kühlt ab, wenn Flüssigkeit verdampft. (kk)

Die Projekte werden im DFG-Schwerpunktprogramm 1599 „Caloric Effects in Ferroic Materials: New Concepts for Cooling“ gefördert. Mehr: www.uni-due.de/physik

UNGERECHT



FOTOS (©): PICTURE ALLIANCE



Mehr! Immer! Alles! Sofort!
 Das sind die Schlachtrufe der modernen Welt. Wer sich dem Diktat des Geldes unterwirft, überrennt jene, die wehrlos sind. Können unsere Werte das überleben?
 Es muss sich etwas ändern. Vor allem an unserem Wirtschaftssystem, mahnen Wissenschaftler/innen.

Was eine gewöhnliche Jeans damit zu tun hat oder die gemeinnützigen Tafeln, zeigen die nächsten Seiten. Es geht ums (Ver)Teilen – Kinder lernen es früh – und um einen fairen Umgang. Das führt auch zu der Frage: Dürfen Länder ihre Grenzen für Flüchtlinge dicht machen?

MILDE GABEN RETTEN UNS NICHT

Mittwochmorgen in einer deutschen Großstadt: Unauffällig stellen sich junge Frauen, müde blickende Männer und sorgfältig gekleidete Ältere in eine Reihe, warten darauf, dass sich die Tür der Tafel öffnet. In Plastiktüten und Rollwägelchen nehmen sie aussortierte Lebensmittel mit nach Hause. Das ist die neue Armenhilfe. Versagt hier unser Sozialstaat? Von Katrin Koster

Leider ja, sagt Professor Dr. Fabian Kessl. Der Experte für Soziale Arbeit und Sozialpolitik erforschte zwei Jahre lang jene Strukturen, die wir am liebsten verdrängen: Suppenküchen, Kleiderkammern und Tafeln. Einst eingerichtet, um die akute Not von Obdachlosen oder Flüchtlingen zu mildern, sind sie heute ein System im System, ohne das unser Wohlfahrtsstaat ziemlich aufgeschmissen wäre.

Seit etwa zwei Jahrzehnten entstehen immer mehr dieser Hilfsangebote, vor allem in größeren Gemeinden. Woche für Woche werden tonnenweise Nahrungsmittel, Kleidung und Sachmittel an Bedürftige verteilt. „Sozialpolitisch ist das ein Skandal, denn es ist Aufgabe unseres Staates, für die Menschen in Armut zu sorgen“, spricht Kessl aus, was viele nur denken. Er beobachtete, dass vor allem die kirchlichen Verbände zunehmend Lebensmitteleisgaben und Sozialkaufhäuser aufbauen. Doch nicht nur das: Cafés für Suchtkranke hätten ohne die lokale Tafel leere Teller, und manche Kita stapelt im Keller inzwischen Kleidung für einkommensschwache Familien. >





FOTOS (3): PICTURE ALLIANCE



Essenausgabe bei verschiedenen Tafeln: Hier wird die gesellschaftliche Veränderung sichtbar. Hilfsangebote lindern die Armut, bekämpfen sie jedoch nicht.

➤ Was passiert hier eigentlich?, fragte Kessler gemeinsam mit seinem Dortmunder Kollegen Axel Groenemeyer und initiierte das Forschungsprojekt „Alternative Formen der Armutsbekämpfung“. Schon bald wurde deutlich: Wie viele Angebote es tatsächlich gibt, weiß niemand. Der Bundesverband der Tafeln meldet knapp 1.000 Einrichtungen, die regelmäßig anderthalb Millionen Menschen unterstützen. Und die Wohlfahrtsverbände sprechen von etwa 1.500 Anlaufstellen in ihren Reihen.

Mit einem Online-Fragebogen recherchierte das Forscherteam die Situation in fünf Bundesländern. Und kam allein dort auf etwa 5.000 Kleiderkammern, Suppenküchen, Sozialkaufhäuser, Tafeln u.ä. „Diese Hilfe basiert – im Unterschied zur staatlichen Sozialhilfe und deren Dienstleistungen – nicht auf rechtlichen Ansprüchen, sondern auf Spenden. Sie setzt daher auf das Mitleid von Unterstützern. Zugleich ist diese Armutslinderung in Marktprozesse ein- bzw. direkt an diese angebunden, wie die Spenden großer Unternehmen oder das Marketing der Tafeln belegen. Deshalb sprechen wir von einer ‚neuen Mitleidsökonomie‘.“

„Es hat sich ein Feld der Existenzsicherung etabliert, das bisher völlig unterschätzt wurde. Auch wir hätten das in diesem Umfang nicht vermutet.“ Deutschlandweit könnten es bis zu 10.000 Einrichtungen sein, schätzt Kessler. Kein Zusatzangebot, sondern inzwischen eine Basisversorgung. Ohne diese könnten sich viele nicht mit dem

Nötigsten versorgen, denn die gängigen Sozialleistungen reichen nicht.

Stiehlt sich der Staat aus seiner Verantwortung? „Ja, und er stabilisiert dieses Armutslinderungssystem, indem er es fördert: Manche Einrichtungen sind unabhängig, doch fast 50 Prozent bekommen Geld vom Staat für Miete, Personalkosten oder den Fuhrpark.“ Über 80 Prozent arbeiten mit Ehrenamtlichen, allerdings gibt es fast ebenso viele Hauptamtliche, Freiwillige im Sozialen Jahr oder Ein-Euro-Jobber. Eng verwoben sind also die Strukturen. Vorübergehende Nothilfe sieht anders aus. Um deutlich zu machen, wie viel die Institutionen leisten, müssten diese einmal für drei Wochen schließen, schlug kürzlich ein anderer Forscher vor.

Für einen Euro oder kostenfrei gibt es eine ganze Tüte mit Brot, Obst und Gemüse. Armut wird dadurch gelindert, aber eben nicht bekämpft. Dafür müsste viel mehr geschehen: „Da die Grundversorgung offensichtlich nicht mehr funktioniert, sollte die soziale Sicherung in der Bundesrepublik und ebenso auf europäischer Ebene neu diskutiert werden. Politisch müssen wir intensiv über die Frage der Umverteilung nachdenken“, fordert Kessler. Seit Anfang des 21. Jahrhunderts gibt es immer mehr Mittellose. „Wenn wir darüber reden, müssen wir auch über unser Reichtumsproblem sprechen.“

Besonders fatal: Jedes fünfte Kind unter 15 Jahren wächst unterhalb der Armutsgrenze auf. Will unsere



FOTO: SCHUCHRAT KURBANOV

Fabian Kessler ist seit sieben Jahren Professor für Theorie und Methoden der Sozialen Arbeit in den Bildungswissenschaften.

Gesellschaft das so hinnehmen? Kann sie das aushalten? „Ich glaube nicht – all dies führt zu einer weiteren Spaltung“, prognostiziert der Fachmann.

Durch den Flüchtlingsstrom stelle sich die Frage der Existenzsicherung nochmals neu. Vor allem in den großen Camps sei eine temporäre Grundversorgung entstanden, die Formen der Mitleidsökonomie annimmt. Mittendrin engagiert sich der Bundesverband Deutscher Tafeln. Doch auch hier: Nothilfe ist das eine, wie es nachhaltig weitergeht, bleibt offen.

Kessler möchte nicht missverstanden werden: Dass sich Leute für andere engagieren und Lebensmittel nicht auf dem Müll landen, sei eine wunderbare Sache. Ein „Stereoeffekt“, der zwei wirklich gute Dinge verbinde, so nannte es einmal eine Tafelmitarbeiterin. Doch wie verknüpft dieses anerkannte Gebilde mit den staatlichen Institutionen inzwischen sei, darüber werde zu wenig nachgedacht. „Unser Sozialstaat greift an bestimmten Stellen nicht mehr.“ Überdies führe die Mitleidsökonomie zu einer neuen Selbstverständlichkeit von Armut. Heute wisse jeder, was eine Tafel ist.

Für viele ist der Gang dorthin mit großer Scham verbunden. „Da holen sich die Assis wieder ihr Essen und Trinken ab“, murmeln manche, wenn sie an der langen Schlange vorbeigehen. Um Missbrauch zu vermeiden, wird oft die Bedürftigkeit geprüft. Damit orientiert man sich allerdings an den Praktiken der Sozialbehörden oder

Jobcenter – obwohl kein Anspruch auf die Leistung besteht. Doch dass jemand dies ausnutzt, kommt selten vor. „Die Berechtigungsprüfung abzuschaffen, wäre ein erster Schritt, damit sich Hilfesuchende nicht so abgestempelt fühlen.“

Bisher machen die Initiativen hierzulande keinen Profit. Das könne sich aber ändern: In den USA gäbe es bereits die Food Banks, die in großem Stil Lebensmittel einsammeln und mit der Weiterverteilung Geld verdienen.

Stabile Spendensysteme entwickeln sich auch in anderen Ländern, beobachtet Kessler, wenngleich in unterschiedlichen Ausmaßen. „Das Phänomen ist fast überall.“ Wächst die Not, entstehen mehr Angebote – ganz massiv beispielsweise in Großbritannien. Die skandinavischen Länder brauchen solche Einrichtungen scheinbar weniger. Und in Frankreich war der Ursprung ein anderer: „Hier ging man von der Frage aus, wie die landwirtschaftliche Überproduktion abgebaut werden kann“, so der Wissenschaftler. Für ihn ein Grund, die europäischen Verteilungssysteme 2016 bei einem großen Workshop zu untersuchen. Zudem erscheint bald ein Buch zum Projekt*.

„Wir forschen allerdings nicht für ein Buch, das nachher im Regal steht, sondern wir wollen mehr Diskussionen lostreten.“ Armut in unserer Überflussgesellschaft – das Thema gehört zu den wichtigsten seiner Arbeit. „Wollen wir als Bürger uns damit abfinden, dass mindestens zwei Millionen Menschen täglich ihr Überleben nur durch Spenden und Produktionsüberschüsse sichern können?“ Für Fabian Kessler wäre dies ein klarer zivilisatorischer Rückschritt. ■

* Die neue Mitleidsökonomie. Armutsbekämpfung jenseits des Wohlfahrtsstaats? (transcript Verlag), 2016.



Neue Botschaft für ein Stück ehemaliger Mauer am Potsdamer Platz, Berlin.

FOTO: WOLFRAM STEINBERG/PICTURE ALLIANCE

UNTEN BETRIFFT ALLE

80 Prozent des Vermögens in Deutschland konzentriert sich in den Händen der oberen 20 Prozent. Und das geht alle an: Denn die zunehmende Ungleichheit gefährdet die politische und wirtschaftliche Stabilität, warnt der Sozialökonom Professor Dr. Till van Treeck. Die Gesellschaft droht in Schieflage zu geraten. Von Beate H. Kostka

Woran bemisst sich ökonomische Ungleichheit? „Entscheidend ist, ob und in welchem Umfang jemand in der Lage ist, Ressourcen zu kontrollieren“, erklärt Till van Treeck. Je größer das Vermögen, desto mehr Freiheit hat man, sich etwas zu leisten, das Geld kostet.“ Ein Teufelskreis, der die Reichen immer reicher werden lässt: Dank ihres gut gefüllten Kontos können sie sich politische Einflusschancen erkaufen und die Spielregeln im Markt zu ihren Gunsten verändern. Eine Wirtschaftsordnung, die dies zulässt, schützt vor allem die Freiheit der Reichen.

Grätschen die Einkommen auseinander, gehen die weniger Begüterten immer seltener zur Wahl bzw. ihr Vertrauen in die Politik sinkt. „Extreme Einkommens- und Vermögensunterschiede sind nicht mit der Vorstellung einer funktionierenden Demokratie vereinbar“, warnt van Treeck vor den verheerenden Folgen für Politik und Wirtschaft. Das beste Beispiel dafür ist die Weltwirtschaftskrise von 1929 mit massenhafter Arbeitslosigkeit. Die Staaten reagierten sehr unterschiedlich auf diese Herausforderung. Während Europa zunehmend auf die faschistische Karte setzte, entschieden sich die USA mit dem New Deal für den intelligenteren Weg und packten das Übel an der Wurzel.

„Wie sehr diese umfassenden Wirtschafts- und Sozialreformen nach 1933 die amerikanische Gesellschaft verändert haben, kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Da wurden die Karten wirklich neu gemischt, wie es der Ausdruck New Deal ja auch nahelegt“, so van Treeck. Spitzensteuersätze in der Einkommen- und Erbschaftsteuer von zeitweise 80 bis 90 Prozent trugen bis in die 1970er Jahre hinein zu mehr Gleichheit bei. Dies förderte den sozialen Frieden in den USA, die als Inbegriff der freien Marktwirtschaft gelten. Doch der Bonus hat sich aufgezehrt. >

➤ „Wir sind die 99 Prozent“, lautet das Motto der Occupy-Bewegung, die 2011 einen Park an der Wall Street besetzt und weltweit Nachahmer/innen findet. Sie kritisiert die Einkommens- und Vermögensverteilung und den zu starken Einfluss der Reichen: Weltweit besitzt das obere eine Prozent mehr als die Hälfte des Vermögens. Die Demonstrant/innen erbost gleichzeitig die finanzmarktfreundliche Politik und Gesetzgebung, die die „hemmungslose Gier“ anfachen.

Die steuerpolitischen Lehren, die man mit dem New Deal oder mit der Sozialen Marktwirtschaft à la Ludwig Erhard zog, gewannen spätestens mit der Finanzkrise ab 2007 wieder an Aktualität. Wie konnte es überhaupt zur neuerlichen Krise kommen? Weil die Mittelschicht in den USA ihren Konsum an den Reichen ausrichtete, verschuldete sie sich übermäßig – sei es für die Ausbildung der Kinder, für Wohnungen oder Gesundheitsausgaben. Der Immobilienmarkt brach als erstes ein, dann riss es eine Bank nach der anderen in den Ruin, schließlich den Rest der Weltwirtschaft.

„Unter vielen Wirtschaftswissenschaftlern war bereits nach der Großen Depression der 1930er Jahre Konsens, dass eine hohe Ungleichheit die Gefahr von Wirtschafts-



FOTO: FRANK PREUSS

Till van Treeck (35) ist UDE-Professor für Sozialökonomie und Senior Fellow am Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung der Hans-Böckler-Stiftung. Aktuell leitet er das Projekt „Income Inequality, Household Debt, and Current Account Imbalances“, gefördert vom Institute for New Economic Thinking.

krisen erhöht“, erläutert van Treeck. Neuere Forschungsergebnisse des IWF und der OECD legen nahe, dass das gegenwärtige Ausmaß des Gefälles wiederum Ökonomien mitschwächt. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch van Treecks eigene Forschung, die vom Institute for New Economic Thinking (INET) gefördert wird. Es wurde nach der Finanzkrise gegründet, um neue Denkansätze für die Volkswirtschaftslehre zu entwickeln.

In Deutschland ist die Einkommensungleichheit längst nicht so extrem wie in den USA. Trotzdem: 1998 betrug der Spitzensteuersatz hierzulande immerhin noch 53 Prozent, heute liegt er bei 42 Prozent. Auch die Körperschaftsteuer, die Unternehmen betrifft, ist deutlich gesenkt worden. Gleichzeitig wurde die Mehrwertsteuer, die ärmere Haushalte überproportional belastet, angehoben.

Nach der Wiedervereinigung wuchs das Armutsrisiko, die Gewinne stiegen stärker als die Löhne. Diese drifteten ebenso auseinander wie die Haushaltseinkommen und das Vermögen, so der Sozialökonom. Eine Menge Sprengkraft, die auch gefördert haben könnte, dass sich demokratie- und menschenverachtende Ideologien ausbreiten.

Heute krakeelen fremdenfeindliche Gruppen wieder regelmäßig auf den Straßen – nicht nur in Ostdeutschland – und die Mittelschicht mischt mit. „Man muss sehen, dass große Teile der Bevölkerung heute über geringere Realeinkommen verfügen als noch vor zehn oder 15 Jahren.“

Was muss sich ändern? Van Treeck verweist auf den französischen Ökonomen Thomas Piketty: Dessen 800-seitige Analyse „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ ist international ein Bestseller, der auch in Deutschland eine Debatte in Gang setzte. Er rüttelt am Dogma, dass die Marktwirtschaft schon von alleine dafür sorgt, dass die

Mehrheit wohlhabend wird oder dass der, der sich anstrengt, auch belohnt wird.

„Das Neue an seinen Zahlen ist, dass sie auf amtlichen Einkommen- und Vermögensteuerstatistiken basieren und nicht, wie zuvor üblich, auf freiwilligen Haushaltsbefragungen. Wer reich ist, gibt meist nur ungerne Auskunft hierüber. Zudem legt Piketty für viele Länder Zeitreihen für mehrere Jahrhunderte vor, was die Analyse langfristiger Trends ermöglicht“, sagt van Treeck.

Er sieht wie Piketty ein einfaches und wirksames Gegenmittel: An der Steuerschraube muss gezielt gedreht werden. Weitere Ansatzpunkte wären: die Steuerflucht besser bekämpfen, die Abgeltungssteuer abschaffen, da sie Kapitaleinkommen gegenüber Arbeitseinkommen steuerlich begünstigt, oder auch wirksamer gegen Lobbygruppen steuern. Das allerdings, weiß van Treeck, erfordert sehr viel Weitsicht, Mut und einen langen Atem. ■

Mehr: www.uni-due.de/soziologie/treeck



FOTO: EVERETT COLLECTION/PICTURE ALLIANCE



FOTO: FRANK MAY/PICTURE ALLIANCE

1930 in Amerika (Bild oben): Ein Angestellter hat seinen Job verloren und lebt nun auf der Straße. 2015 in Hannover: Ein Obdachloser liegt in der Fußgängerzone.

WER TEILT, GEWINNT

Geben ist seliger denn nehmen. Heißt es schon in der Bibel. Ist Teilen wollen ein natürlicher Instinkt, der dem Menschen in die Wiege gelegt wird? In einer Studie gehen Psychologin Dr. Lisa Schröder und ihre Kolleg/innen der Frage nach, wie sich Fairness bei Kindern entwickelt.

Von Daniela Endrulat

Sich um das Wohlergehen anderer zu sorgen, gilt als ein Meilenstein der Menschheitsgeschichte. Denn nur so können wir in großen Gruppen auch mit Nicht-Verwandten zusammenleben. Parochialer Altruismus nennt die Wissenschaft das Phänomen, sich gegenüber Gruppenmitgliedern großzügig und sogar selbstlos (altruistisch) zu verhalten, egoistisch motiviertes Handeln zurückzustellen. Interne Konflikte lassen sich so vermeiden, alle Mitglieder können am Erfolg der Gemeinschaft teilhaben.

Gleichzeitig begegnen sie Außenstehenden jedoch misstrauisch bis feindselig (parochial) - gut zu beobachten in der aktuellen Flüchtlingsdebatte. Wer sich zugehörig fühlt, ist also bereit, gerecht zu agieren – jedoch nicht gegenüber jedem. Das belegen Verhaltensstudien mit Erwachsenen und Kindern. Auch bei Naturvölkern funktioniert das Prinzip: Wenn sie beispielsweise Geld zwischen sich und einem anderen verteilen sollen, dann erhält der Stammeszugehörige mehr als

der Fremde. Dabei widerspricht dies auf den ersten Blick evolutionärer Logik; der Verzicht auf Ressourcen schwächt die eigene Stärke. Langfristig gewinnt jedoch die Gruppe, sagt die Wissenschaft.

Parochialer Altruismus sorgte dafür, dass sich unsere Vorfahren mit fremden Gemeinschaften um Nahrung und Fortpflanzungspartner schlugen. Als Sieger gingen diejenigen hervor, die als Einheit besser funktionierten. Am Ende profitierte so auch der Einzelne, weil die Ausbeute geteilt wurde. Eine nützliche Langzeitbindung.

Gerechtigkeit funktioniert also besonders gut gegenüber Gruppenmitgliedern – weil sie persönlichen Gewinn für die Zukunft verspricht. Unterscheiden bereits Kleinkinder zwischen „einer von uns“ und „einer von denen“, wenn es darum geht, etwas abzugeben?

Meins! Kinder entwickeln ihr Teilverhalten mit etwa drei Jahren. Werden Spielzeug oder andere Dinge ungerecht vergeben, lehnen sie dies ab. Je mehr sich die Kleinen dabei im Klaren sind, welche Gefühle ihr Benehmen bei anderen auslöst, desto großzügiger teilen sie.

Bislang wurden Studien zur Entwicklung von Fairness nur mit verhaltensunauffälligen Kindern durchgeführt. Dr. Lisa Schröder (34) von der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters am LVR-Klinikum Essen und ihre Kollegen/innen untersuchten nun erstmalig, wie sich das Teilverhalten bei Kindern mit und ohne klinische Störungen entwickelt. Dabei war ihnen auch dieser Aspekt wichtig: Beeinflusst das Zugehörigkeitsgefühl bereits so früh die Bereitschaft, mit anderen teilen zu wollen?

228 Schüler/innen zwischen sechs und zwölf Jahren aus der Region wurden in die Studie einbezogen. Etwa die Hälfte der Stichprobe erfüllte Kriterien für psychische Auffälligkeiten. Es ergaben sich vier Gruppen: In der einen waren Kinder mit externalisierenden Problemen (z.B. Hyperaktivität oder Aufmerksamkeitsprobleme), in der anderen die mit internalisierenden (z.B. Ängstlichkeit, Schwierigkeiten im Umgang mit Gleichaltrigen), die dritte Gruppe wies Merkmale für beide Störungsbereiche auf, während die unauffälligen Mädchen und Jungen zur Kontrollgruppe gehörten.

Wie testet man Fairness bei Kindern? Ganz einfach: mit Süßigkeiten. Als Spiel, bei

dem die Naschereien zwischen sich und einem Gleichaltrigen auf einem Foto verteilt werden konnten. Wie, das war genau vorgegeben. „Die Teilnehmenden konnten sich entscheiden, ob sie die Schokoriegel und Gummibärchen eins zu eins verteilen“, so Schröder. „Alternativ konnten sie wählen, wie stark sie sich selbst bevorzugen oder dem Gegenüber etwas gönnen.“ Die Kinder hatten während der vier Spielrunden ein grünes bzw. ein oranges T-Shirt an; das Mädchen bzw. der Junge auf dem Foto trug bei einem Durchgang ein gleichfarbiges Shirt (In-Group), beim anderen hingegen das andersfarbige (Out-Group).

Das Ergebnis: Ältere (neun bis zwölf Jahre) waren weniger auf den eigenen Vorteil bedacht als Jüngere. Und unabhängig vom Alter wurde großzügiger mit Kindern der In-Group geteilt. Diese Ergebnisse bestätigen vorherige Studien. Zwischen der Kontrollgruppe und den Kindern mit emotionalen Problemen (internalisierende Störungen) gab es kaum Unterschiede. Wer zu einer der beiden Gruppen mit externalisierenden Merkmalen gehörte, teilte weniger großzügig als die beiden anderen Gruppen.

„Eine Erklärung könnte sein, dass Kinder mit externalisierenden Auffälligkeiten sich weniger gut in andere hineinversetzen können und sich über die Folgen ihres Handelns nicht so viele Gedanken machen“, sagt Schröder. Beides sind aber Eigenschaften, die großzügiges Teilen begünstigen. „Kinder mit internalisierenden Problemen tendieren hingegen dazu, sich vermehrt Sorgen um andere zu machen, was zu einem großzügigeren Teilverhalten führen kann. Es ist jedoch wichtig, künftig auch spezifische Störungsbilder einzeln in den Blick zu nehmen – etwa Depressivität und Ängstlichkeit; beides sind internalisierende Auffälligkeiten.“

Die Studie zeigt, dass die Gruppenzugehörigkeit bereits in jungen Jahren eine bedeutende Rolle spielt. Ist eine Veranlagung zu Fairness gegenüber In-Group-Mitgliedern aber evolutionsbiologisch erklärbar? Da sind sich die Forschenden uneins. „Studien sprechen dafür, dass es sich um einen Mix aus erlerntem und vererbtem Verhalten handelt“, so Schröder. Zwar lässt sich ein Gefühl für Benachteiligung bereits bei Dreijährigen beobachten. Die Fähigkeit, gerecht oder großzügig zu teilen, entwickelt sich jedoch



Psychologin Dr. Lisa Schröder

erst später. Experimente zeigen, dass Vorschulkinder sich selbst meist mehr nehmen, als sie Gleichaltrigen geben. „Je älter sie werden, desto großzügiger teilen sie dann.“

So sind Jugendliche sogar zunehmend bereit, ihrem Gegenüber etwas zu gönnen und selbst zu verzichten. Deutliche Hinweise dafür, dass der Einfluss der kindlichen Umgebung nicht zu unterschätzen ist. Was Eltern und andere erwachsene Bezugspersonen vorleben, wird unterbewusst auch vom Nachwuchs übernommen. „Wir sind bei der Analyse unserer Ergebnisse noch ganz am Anfang. Welche Faktoren dazu führen, dass Kinder mehr oder weniger großzügig teilen und welche langfristigen Entwicklungskonsequenzen dies hat, wollen wir in künftigen Studien untersuchen.“

Die Kinder hingegen wissen sehr genau, warum sie gerecht teilen. Lisa Schröder hat sie nach den Spielrunden dazu befragt: „Weil er zu meiner Gruppe gehört.“ Oder „weil es sonst unfair ist“. Auch dafür, jemandem weniger abzugeben, haben sie Argumente: „Weil der nicht in meinem Team ist.“ Aber manchmal verhalten sie sich auch dann großzügig, wenn das Mädchen auf dem Foto ein andersfarbiges T-Shirt trägt. „Ich wollte nicht, dass sie traurig ist, sondern glücklich.“ ■

An der Studie „Wie teilen Kinder mit Gleichaltrigen?“ haben Wissenschaftler/innen der UDE und der Ruhr-Universität Bochum gemeinsam geforscht. Die Leitung hatte UDE-Professor Dr. med. Johannes Hebebrand, Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters am LVR-Klinikum Essen. Es gehört zur Universität Duisburg-Essen. Gefördert wurde das Projekt vom Mercator Research Center Ruhr.



FOTO: SHUTTERSTOCK

FOTO: DETLEF HEISE



BILLIGE MASCHE

Heute kommen unsere Waren von überall her. Doch der „Made in“-Aufdruck sagt nur die halbe Wahrheit. Die globale Fabrik steht keineswegs in einem einzigen Land – und sie produziert nicht nur Konsumgüter, sondern viel Ungerechtigkeit. Was den transnationalen Handel so unfair macht, weiß Christian Scheper vom Institut Entwicklung und Frieden (INEF).
Von Ulrike Bohnsack

Eine typische Jeans legt locker über 60.000 Kilometer zurück. Sie macht eine Weltreise durch mindestens acht Länder: In einem wird die Baumwolle geerntet, im nächsten das Garn gesponnen und gefärbt; das wird weiter geschickt und zu Stoff verarbeitet, während Knöpfe und Nieten von einem anderen Fleck der Erde kommen. Wieder woanders wird die Hose zusammengenäht, dann fertig bearbeitet und landet schließlich in unseren Läden. Mag man sie irgendwann nicht mehr, setzt sie als Altkleidung ihren Weg fort.

Von dieser langen Produktionskette ist natürlich nichts im Etikett zu lesen. „Wenn da ‚Made in Bangladesh‘ steht, sagt dies über

die gesamte Wertschöpfung nicht viel aus. Die wird bei Markenartikeln vor allem durch den Herstellernamen erzielt, während der Lohnanteil sehr gering ist.“ Christian Scheper befasst sich seit vielen Jahren mit transnationalen Unternehmen, Menschenrechten und Arbeitsstandards.

Massenfertigung hat sich vor allem in Länder mit – wörtlich – günstigen Standortbedingungen verschoben: beispielsweise nach Ost- und Südostasien, wo häufig Hungerlöhne gezahlt werden, katastrophale Zustände herrschen und Gesundheit wie Sicherheit eine untergeordnete Rolle spielen. Die globale Fabrik, sie produziert nicht fair, sondern billig.

Das größte Problem ist das System dahinter: „Formal unzusammenhängende Unternehmen arbeiten über internationale Zulieferverträge zusammen“, sagt Scheper. „Sie sind wirtschaftlich stark miteinander verflochten, aber eben nicht rechtlich. So kann der einflussreiche transnationale Einkäufer Druck auf seine Partner ausüben, dass sie die Lohnkosten möglichst niedrig halten, während er vorm Gesetz nicht für die Arbeitsbedingungen verantwortlich ist.“

Dass es schwierig ist, Mindeststandards verbindlich zu regeln, hat viele Gründe: Wie das Beispiel Jeans zeigt, gehören zur Zulieferkette arme Länder, in denen staatliche Insti-

tutionen schwach sind. Sie wollen sich unbedingt wirtschaftlich entwickeln, hängen meist von einer einzigen Industrie ab und fürchten zurecht, dass ihre Nachbarn die Investoren durch noch geringere Auflagen abwerben. Dadurch wachsen bestimmte Exportbranchen oft rapide und unkontrolliert.

Zudem gibt es keine Sozialpartnerschaften, geschweige denn grenzüberschreitende Solidarität unter den Arbeiter/innen. Denn auch sie möchten, dass die Produktion vor Ort bleibt. So setzen sich die Abhängigkeiten fort, und es gelingt selten, in der Wertschöpfungskette aufzusteigen: „Wer für die Jeans nur zuliefert, schafft es nicht, sie auch zu vermarkten.“

„Die Produktionsnetzwerke bauen auf gesellschaftlichen Ungleichheiten auf“, stellt Menschenrechtsexperte Scheper fest. Denn wer schuftet zumeist in den Fabriken? Es sind überwiegend junge, gering qualifizierte Frauen, häufig Migrantinnen. Ihre Position ist schwach, ihre Aufenthaltspapiere sind teilweise sogar an den Arbeitsplatz geknüpft; manche Arbeiterinnen können sich untereinander schlecht austauschen, da sie nicht einmal dieselbe Sprache sprechen. Gewerkschaftliche Organisation wird oft verhindert.

In Ländern wie Bangladesch kommt noch dies hinzu: „Die Textilverbände sind mächtig, haben dieselben Interessen wie die Regierung. Viele Abgeordnete besitzen auch Fabriken.“

Der globale Handel führt bisher nicht dazu, dass sich Wohlstand für alle mehrt. „Das aber war das große Versprechen der neoklassischen Theorie.“ Natürlich hat die Textilwirtschaft in Südostasien sehr viele Jobs geschaffen, sagt der 35-Jährige. Auch Frauen können endlich verdienen. Dies ist in einem Land wie Bangladesch für viele ein großer Fortschritt. „Dennoch machen die großen transnationalen Konzerne das Geld, während jene, die die harte Arbeit verrichten, eben nicht aufholen. In keinem Land ist bislang die Schere zwischen Arm und Reich zusammengegangen.“

Was muss passieren? Brauchen wir mehr fair gehandelte Produkte? Abgesehen davon,

dass es mittlerweile unübersichtlich viele Labels gibt, hält Scheper diesen Zweig eher für eine Nische: „Nicht jeder Käufer ist empfänglich dafür, und den globalen Handel wird das nicht auf den Kopf stellen.“

Helfen freiwillige Vereinbarungen? Nur begrenzt – selbst wenn verschiedene Interessengruppen wie NGOs daran mitarbeiten. „Dann werden Feuerlöscher aufgehängt oder andere Schutzmaßnahmen getroffen, die wenig kosten und sich gut zählen lassen. Aber die großen Unglücke in Bangladesch zeigen, dass dort die grundlegende Arbeitssicherheit durch den Staat versagt.“ Freiwillige Vereinbarungen haben das nicht verhindern können.

Auch international ist bislang wenig Verbindliches zustande gekommen. Leitprinzipien, die vereinbart wurden, beziehen sich zwar auf bestehende völkerrechtliche Normen, sie sind aber – und das ist der Haken – nicht einklagbar. „Dennoch kann das so genannte ‚Soft Law‘ Erfolg haben, wenn es weitere Regulierung nach sich zieht.“ Man muss pragmatisch denken, weiß Scheper, denn in absehbarer Zeit wird es wohl keiner internationalen Institution gelingen, den weltweiten Handel durch Klauseln fair zu regulieren: „Die Widerstände sind noch immer groß.“

Derzeit diskutieren immerhin viele OECD-Staaten, wie sich die Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte der Vereinten Nationen in nationale Gesetze einbringen lassen. Die EU beispielsweise hat ihren Mitgliedern empfohlen, jeweils einen Aktionsplan zu entwickeln. Allerdings ist offen, inwieweit diese die Unternehmen zu Mindeststandards und auch Wiedergutmachung verpflichten, sollten sie direkt oder indirekt dazu beitragen, Menschenrechte zu verletzen.

„Wir sind politisch immer noch nationalstaatlich verankert, während die Wirtschaft global unterwegs ist“, stellt Scheper fest. Dennoch sieht er im Aktionsplan einen wichtigen Schritt. Ein anderer ist, die Gewerkschaften zu stärken: „Wir brauchen eine Arbeitnehmer-

vertretung entlang der Wertschöpfungskette.“ Es gehe darum, Machtungleichgewichte zu verschieben, „sonst sehe ich keine Chance für einen fairen Handel.“

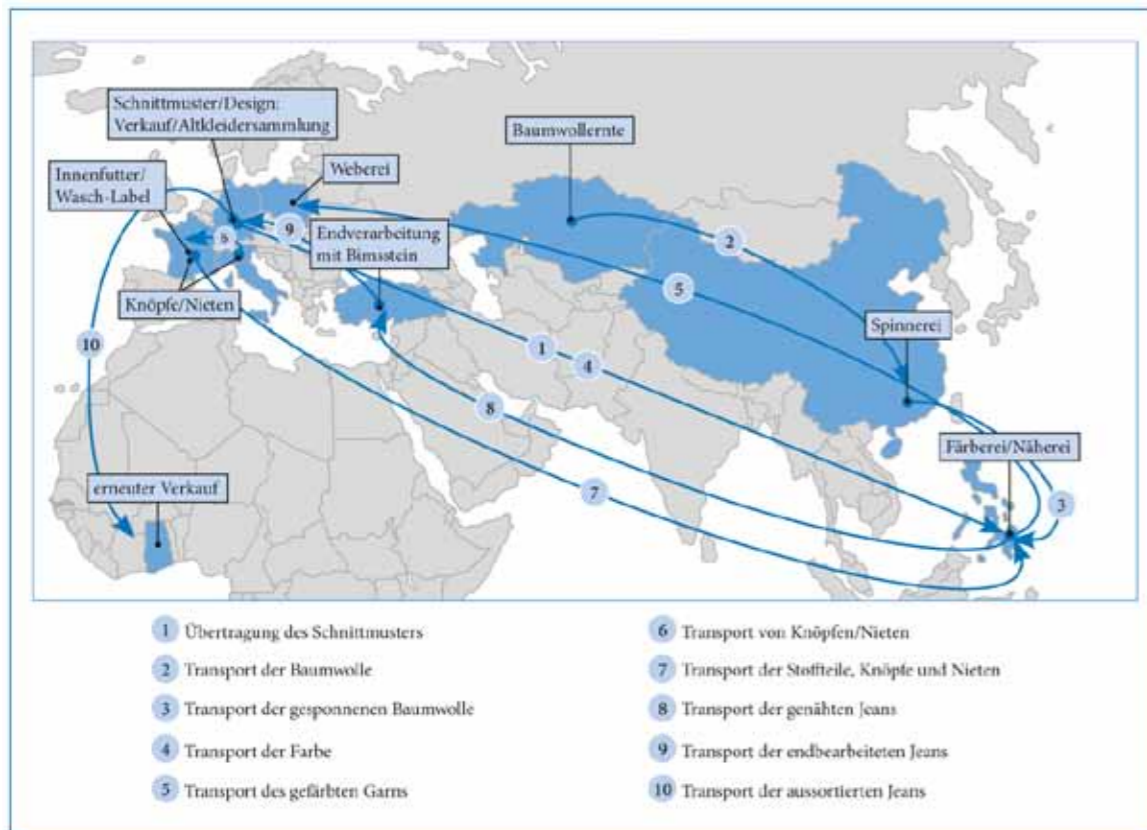
Dass Unternehmen nicht mehr konkurrenzfähig wären, wenn verbindlichere Standards gelten, hält der Wissenschaftler für vorgeschoben: „Deutsche Firmen sind in vielen Branchen erfolgreich, nicht weil sie billig sind, sondern weil ihre Qualität stimmt. Als Land können wir vorangehen, ohne dass der Export daran zugrunde geht. Dieselbe Diskussion hatten wir übrigens, als es um die ersten Umweltstandards ging.“

Interessenunterschiede wird es immer geben, sieht es Scheper realistisch. Mutlos ist er dennoch nicht: „Die vielen Menschen, die auch auf der Straße dafür kämpfen, dass TTIP und CETA fair gestaltet werden, sind ein enorm gutes Zeichen.“ ■



Christian Scheper (35) studierte nach einer Banklehre Politikwissenschaft sowie Internationale Beziehungen. Am Institut für Entwicklung und Frieden befasst er sich mit den UN-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte, außerdem mit den Arbeits-, Sozial- und Umweltstandards in der asiatischen Textil- und Bekleidungsindustrie. Scheper promoviert über Menschenrechtspolitik in globalen Produktionsnetzwerken.

DIE JEANS – EIN GLOBALISIERTES PRODUKT



VERANTWORTUNG IST MEHR ALS

Unternehmen müssen ihren Profit steigern. Denn so tragen sie zum allgemeinen Wohlstand bei. Dieses gängige Verständnis von Marktwirtschaft ist realitätsfern, sagen die Ökonomen Professorin Dr. Ute Schmiel und Dr. Heiko Hoßfeld. Ein Gespräch über Gewinnmaximierung, ethisches Handeln und Steuertricks.



FOTOS (2): FRANK PREUSS

Dr. Ute Schmiel (46) ist Professorin für Unternehmensbesteuerung. Sie forscht u.a. zu Corporate Social Responsibility, sowie zu der Frage, wie Steuern das Handeln von Individuen und Unternehmen beeinflusst. Ihr aktuelles Projekt wird von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanziert, es geht um die „Steuerrechtsordnung einer Gesellschaft im Wandel“.



Dr. Heiko Hoßfeld (40) ist Wissenschaftler am Lehrstuhl für Arbeit, Personal und Organisation. Er befasst sich mit der Legitimität unternehmerischen Handelns, managerialer Rhetorik sowie Macht. Seine Projekte drehen sich um Unternehmen in Legitimitätskrisen und die Wirkung von organisationaler Rhetorik.

CAMPUS:REPORT Lässt sich fair Gewinn machen?

HEIKO HOSSFELD Gewinn zu machen widerspricht nicht grundsätzlich ethischen Zielen. Problematisch wird es jedoch, wenn Gewinnmaximierung oberste Priorität hat und zu Lasten moralischer Werte geht; wenn Unternehmen alle rechtlich möglichen oder darüber hinausgehenden Mittel nutzen, ihre Kosten gering zu halten, etwa indem sie Umweltverschmutzung oder menschenunwürdige Arbeitsbedingungen in Kauf nehmen. Dass es anders geht, zeigen Firmen, die auch in sonst eher kritischen Branchen – wie der Textilindustrie – ethisch produzieren und dennoch erfolgreich sind.

UTE SCHMIEL Gewinnerzielung ist nur unter der Nebenbedingung legitim, dass man beispielsweise gegenüber Arbeitskräften, Kunden, Lieferanten verantwortlich handelt – und auch gegenüber der Allgemeinheit, wenn man jetzt an Steuerflucht denkt. Verantwortung ist ein mehrstelliger Zuschreibungsbegriff, das heißt, man kann nicht aus dem Begriff einfach dessen Inhalt erschließen. Vielmehr geht es darum, abstrakte Werte, beispielsweise Handlungsfreiheit oder Rechtsgleichheit problembezogen – etwa auf eine Branche – zu konkretisieren und außerdem zu fragen, ob das dann auch realisierbar ist.

Wie beurteilt man denn, ob ein Unternehmen verantwortlich handelt?

SCHMIEL Wie gesagt, aus dem Begriff lässt sich nicht der Inhalt erschließen. Es gibt auch

keine Checklisten, nach denen man moralisches Handeln prüfen und abhaken kann. Um es zu verdeutlichen: Was heißt verantwortliches Handeln beispielsweise für eine Bank im Hinblick auf ihre Finanzprodukte oder ihre Kreditvergabepraxis oder für Unternehmen, wenn es um Verträge mit Arbeitnehmern in Entwicklungsländern geht?

HOSSFELD Ob Geschäftspraktiken ethisch korrekt sind, ist von außen außerdem oft schwer einzuschätzen. Daher müssten viele Bereiche transparenter werden, auch um besser beurteilen zu können, ob Firmen Maßnahmen der Corporate Social Responsibility (CSR) nicht lediglich als Fassade nutzen.

Aber es heißt doch, über die Hälfte der deutschen Unternehmen bekenne sich zu CSR?

SCHMIEL Ein Problem in Praxis und Wissenschaft ist, dass CSR meist als das verstanden wird, was Unternehmen jenseits ihres Kerngeschäfts freiwillig über das Gesetzliche hinaus tun. Dann wird angeführt, dass man einen Betriebskindergarten hat, mehr Frauen einstellt, die Dienstwagen klimafreundlich sind und es in der Kantine Bio-Essen gibt. Aber es geht es vor allem darum, im eigentlichen Geschäftsfeld verantwortlich zu handeln.

HOSSFELD In den USA wird CSR vor allem als Spendenethik verstanden: Das heißt, Unternehmen verwenden ihren Gewinn teilweise für wohltätige Zwecke. Auf ihre Geschäftspraktiken wird dabei kaum geschaut.

Ist CSR für die meisten dann ein Produkt?

HOSSFELD Ja, ein rhetorisches. Echte Unter-

EIN SCHLAGWORT

nehmensverantwortung hieße, dass sich Firmen bemühen, zuvor definierte Normen einzuhalten, während es bei strategischer CSR darum geht, die positiven Effekte eines sozialen oder grünen Images abzuschöpfen – zum Beispiel, indem man einen freiwilligen Branchencode unterzeichnet. Aber gleichzeitig akzeptiert man die erhöhten Kosten nicht, die oft mit ethischem Verhalten einhergehen, weshalb das echte dann vom kommunizierten Vorgehen abweicht.

SCHMIEL Zahlreiche Studien kommen zu dem Ergebnis, dass verantwortlich handelnde Unternehmen erfolgreich sind. Problematisch daran ist allerdings häufig, wie das gemessen wird. Dies erfolgt beispielsweise darüber, ob in Geschäftsberichten ethische Begriffe auftauchen. Methodisch ist das fragwürdig – und noch viel mehr, wenn hieraus gefolgert wird: Verantwortliches Handeln ist nur legitim, wenn es den Gewinn steigert.

Ist das nicht marktwirtschaftlich gedacht?

HOSSFELD Ein Teil der Wirtschaftswissenschaften macht es sich hier zu einfach. Die Vertreter der neoklassischen Richtung glauben, Verantwortung von Unternehmen bestehe darin, Gewinne zu maximieren, weil so die gesellschaftliche Wohlfahrt erhöht wird, durch Steuern, durch die Bereitstellung von Gütern. Und was der Markt nicht reguliert, tun Gesetze.

SCHMIEL Dieser Harmonievorstellung, ein Unternehmen könne alles machen, was legal ist, weil seine Gewinnmaximierung allen

dient, fehlt ein adäquates theoretisches Fundament. Sie geht von einer Harmonie, von einer Modellwelt aus, die weder existiert noch realisierbar ist. Außerdem haben Gesetze neben vermeidbaren auch immer unvermeidbare Lücken und Deutungsspielräume. Ferner ist ihre Reichweite in einer globalen Welt begrenzt.

Amazon, Starbucks und andere Konzerne machen hier millionenfach Gewinn und rechnen sich dennoch vorm Finanzamt arm. Gerecht ist das nicht.

HOSSFELD Stimmt. Öffentliche Güter wie das Bildungs- oder das soziale Sicherungssystem werden von der Gemeinschaft finanziert. Wenn Unternehmen Regelungslücken nutzen, um keine oder wenig Steuern zu zahlen, entziehen sie sich dem. Machten das alle, würde unser Wirtschafts- und Sozialsystem zusammenbrechen.

SCHMIEL Unsere Marktordnung kennt zwei wichtige Werte: Handlungsfreiheit und Rechtsgleichheit. Sie gelten für alle und werden durch Institutionen gewahrt, die wiederum vom Staat finanziert werden müssen. Deswegen widerspricht es diesen Werten, wenn sich Unternehmen ihrer Pflicht, Steuern zu zahlen, durch aggressive Steuertricks entziehen. Es widerspricht auch insoweit dem Gedanken einer gleichmäßigen Besteuerung, als dass nicht jeder Steuerpflichtige die Möglichkeit hierzu hat. Steuertricks, wie sie die von Ihnen genannten Unternehmen angewandt haben, mögen legal sein – auch darüber wird ja

gestritten –, aber sie sind bereits nicht legitim, wenn man die Werte unserer Marktordnung bedenkt.

Was muss sich insgesamt ändern?

HOSSFELD Damit es nicht auf Kosten anderer geht, Gewinn zu erzielen, benötigen wir institutionelle Mechanismen, die Fehlverhalten riskant machen, die es sowohl aufdecken als auch sanktionieren: Gesetze, Branchenvereinbarungen, mehr Transparenz. Die neue EU-Richtlinie, die größere Firmen verpflichtet, die sozialen und ökologischen Auswirkungen ihres Tuns offenzulegen, ist ein erster Vorstoß.

SCHMIEL Wir brauchen eine kritische Öffentlichkeit, mehr Beteiligung von NGOs und weiteren Anspruchsgruppen, damit sich Macht gleichgewichtiger verteilt. Und wir müssen endlich mit der Vorstellung brechen, Gewinnmaximierung nutzt automatisch allen und sei damit gerechtfertigt. Legitim ist Gewinnerzielung unter der Nebenbedingung, dass im Kerngeschäft verantwortlich gehandelt wird. **BWL hat eben viel mit Ethik zu tun.** ■

Die Fragen stellte Ulrike Bohnsack.



FOTO: DANIEL KALKER/PICTURE ALLIANCE

GERECHTIGKEIT UND MIGRATION

Wer darf zuwandern, wer muss gehen? Damit befasst sich ein Projekt, an dem Professor Dr. Andreas Niederberger mitwirkt. Er beschreibt die Diskussion aus philosophischer Sicht.

Migration und Flucht sind keine neuen Phänomene. Neu ist, dass Menschen sich zwischen Ländern bewegen, in denen sich Einkommen und Lebensstandard sowie politische und gesellschaftliche Systeme extrem unterscheiden. Ökonomische und politische Motive waren immer schon Gründe auszuwandern. Aber heute sind die Abstände im Wohlergehen so gravierend, dass Menschen, die migrieren, oft bereits dadurch, dass sie ihren Wohnort verlagern, vielfach bessergestellt sind, als es in ihren Herkunftsländern möglich gewesen wäre. Und viele unterstützen dortgebliebene Familien, so dass diese Teilhabe an Wohlstand, Demokratie und Sicherheit auch für die wirtschaftliche Situation der Ausgangsstaaten zunehmend wichtig ist.

Migration wird so zu einem zentralen Schauplatz der globalen Verteilung von Ressourcen und Chancen – und damit auch zu einem Faktor dafür, wie gerecht sie ist, zumal dann, wenn man berücksichtigt, dass die unterschiedlichen Gesellschaften nicht unverbunden nebeneinander stehen. Ökonomische Ungleichheiten und politische Differenzen gehen vielmehr auch auf die globale Wirtschaftsordnung sowie auf politische und militärische Eingriffe einzelner Staaten bzw. von ihnen getragener internationaler Organisationen wie der Weltbank oder der NATO zurück.

Es sind nicht die Ärmsten der Armen, die flüchten oder auswandern, aber Migration ist

dennoch eng mit globalen Ungerechtigkeiten verbunden. Daher überrascht es nicht, dass sie zunehmend zum Gegenstand der philosophischen Debatte wird. Hierbei steht die grundsätzliche Frage im Mittelpunkt, ob Gemeinschaften oder Staaten Grenzen errichten, also anderen Menschen den Zugang zu ihnen oder einem überstaatlichen Zusammenschluss wie der EU verwehren dürfen. Wenn es nämlich ein allgemeines Recht geben sollte, sich an jedem Ort der Erde aufzuhalten, dann müsste ein solcher Ausschluss verboten sein. Es wird folglich diskutiert, ob es Gründe gibt, die Staaten berechtigen, Nicht-Bürger/innen auszuschließen, und wie stark diese Gründe angesichts der Ansprüche derjenigen sind, die aufgrund von Verfolgung, Krieg oder Armut anderswo neue Perspektiven suchen.

In dieser Auseinandersetzung stehen sich zwei Positionen gegenüber: Der ersten zufolge gehört Bewegungsfreiheit zu den grundlegenden menschlichen Ansprüchen, weil sie an sich wünschenswert ist oder andere fundamentale Freiheiten sie voraussetzen (wie etwa die Vereinigungsfreiheit). Würden Menschen unparteiisch darüber befinden, ob Bewegungsfreiheit eingeschränkt werden dürfte, dann würden sie sich, so das Argument, für offene Grenzen entscheiden. Gerade aufgrund möglicher Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten würden sie sich nicht die Option nehmen, dort zu leben, wo sie Benachteiligten ent-

gehen können. Grenzen zu schließen stellt somit eine unzulässige und ungerechte Einschränkung dar – ja, eventuell haben Menschen sogar Anspruch darauf, zur Migration befähigt zu werden, damit die Bewegungsfreiheit fairen Wert hat.

Dieser Position entgegnen eine zweite Auffassung, dass Grenzziehungen unverzichtbar sind. Ohne Grenzen ist demnach nicht zu ersehen, was auf wen zu verteilen ist. Diese Verteilung auf die Menschheit auszuweiten, übersieht dies: Die Vorstellungen, welche Güter wie verteilt werden sollen, sind zu verschieden, als dass es zu globalem Konsens kommen könnte. Erst wenn Personen das Recht haben, sich kollektiv selbst zu bestimmen, ist es möglich, dass sich einzelne Gruppen finden, die ihr Leben unter geteilte Gerechtigkeitsprinzipien stellen. Das Selbstbestimmungsrecht ist daher dieser Betrachtungsweise zufolge notwendig für eine gerechte Ordnung. Staaten müssen Grenzen errichten und entscheiden können, wen sie zu Bürger/innen machen, während Bewegungsfreiheit demgegenüber höchstens nachgeordnet sein kann.

Beide Ansätze weisen auf wichtige Aspekte für das Bestehen von Staaten und die Legitimität der globalen Ordnung hin. Einige schließen daher, dass weder Bewegungsfreiheit noch Selbstbestimmungsrecht absolut gelten. Staaten müssen Grenzen errichten können, wenn dies für ihr Funktionieren

erforderlich ist, aber diese Grenzen dürfen denjenigen, die sie ausschließen, nicht als willkürlicher Zwang entgentreten. Entscheidungen über die Zulässigkeit von Grenzen können also nicht von Staaten allein getroffen werden. Diejenigen, deren Bewegungsfreiheit sie einschränken, müssen in den Entscheidungen und bei deren Durchsetzung auch berücksichtigt werden.

Egal wie die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Bewegungsfreiheit und Selbstbestimmungsrecht ausfällt, so schließt sie in keinem Fall aus, dass Grenzen geöffnet werden. Viele Staaten reklamieren zwar für sich, jeden abweisen zu dürfen. Sie sind aber zumeist internationale Verpflichtungen eingegangen, die es unter Umständen erfordern – etwa bei Flüchtlingen –, Menschen aufzunehmen; oder sie verstehen sich als Einwanderungsländer und machen ihre Grenzen freiwillig durchlässig.

Dies wirft die Frage auf, welche Ansprüche Migrant/innen haben, die mehr oder minder legal zugewandert sind. Müssen sie Bürger/innen gleich gestellt oder dürfen sie dauerhaft benachteiligt werden – etwa mit einem Status als „Gastarbeiter“ oder „Flüchtling“? Diese Ungleichbehandlung ist weithin üblich, philosophisch wird sie aber überwiegend abgelehnt. Auch wird gefragt, wie auszuwählen ist, wer zuwandern darf. Einwanderungsgesellschaften haben oft klare, ökonomisch, gesellschaftspolitisch oder religiös

bestimmte Kriterien, wer für wie lange und mit welchem Status kommen darf. So ist in Kanada ein recht hoher Bildungsstand erforderlich, in Israel eine bestimmte Religion von Vorteil und in Australien war asiatische Herkunft lange eher von Nachteil.

Über solche Kriterien müssen auch Staaten wie Deutschland nachdenken, die gerade Einwanderungsländer werden. Können sie sich auf ihre eigenen Interessen konzentrieren, oder müssen sie auch an diejenigen von Migrant/innen oder ihrer Herkunftsländer denken? Dies führt zur weiteren Frage, wer in Zuwanderungsgesellschaften über die Kriterien mitbestimmen muss. Hierbei kann es sein, dass diejenigen einzubeziehen sind, die sozial und wirtschaftlich eher schlechter gestellt sind, unter Umständen sind aber auch kulturelle und religiöse Gruppen zu beteiligen. Zuwanderung kann Minderheiten stärken, aber auch angreifbarer machen – und sie kann Arme oder gering Qualifizierte gegen diejenigen ausspielen, die zuwandern.

Demgegenüber macht es einen großen Unterschied, die Anliegen von Migrant/innen zu berücksichtigen: Das zeigt gerade die Familienzusammenführung, die ein Menschenrecht ist, aber nicht notwendig im Interesse der Aufnahmegesellschaft liegt. Denn ihre Auswahlkriterien für Zuwanderer können für nachkommende Familienmitglieder nicht mehr gelten. Herkunftsländer haben teilweise Interesse an Migration, etwa aufgrund der

Auslandsüberweisungen. Zugleich werden sie jedoch strukturell herausgefordert: Wenn Fachkräfte das Land verlassen, drohen Bereiche wie die Medizin unterversorgt zu werden, oder es verstetigen sich sogar „Entwicklungsrückstände“. Zudem kann Abwanderung eine Diaspora zur Folge haben, die politischen Druck auf die Auswanderungsgesellschaft ausübt; sie kann aber auch bedeuten, dass besser Gebildete, die typischerweise den politischen Prozess prägen, verschwinden und so autoritäre Regime stabilisieren.

Wie geht die philosophische Diskussion um Migration weiter? Sie bewegt sich bislang oft in Bahnen, die allgemeinere Debatten in der Gerechtigkeitstheorie vorzeichnen. Fragen der Aus- und Einwanderung werden an andere Probleme angeglichen, wie etwa dasjenige der gerechten Verteilung grundlegender Freiheiten. So werden die Ansprüche auf Bewegungsfreiheit oder Selbstbestimmung oft schematisch und zu generell verstanden. Spezifische Gründe für Migration und Zuwanderungsbeschränkungen spielen kaum eine Rolle.

Um diese besser zu verstehen und bei der Suche nach dem richtigen Umgang mit Migration zu berücksichtigen, muss die Philosophie vor allem mit den Sozialwissenschaften das Gespräch suchen. ■

Zu dem Projekt, das von MERCUR gefördert wird, findet im Februar eine internationale Tagung statt: www.uni-due.de/philosophie/andreas_niederberger

35 MINUTEN BIS HAWAII

Vom legendären Ironman auf Big Island träumt jeder Triathlet. Auch Sportökonom Joachim Prinz.

Der Mann mit dem Hammer trifft ihn im letzten Drittel des Marathons. Da hat Joachim Prinz schon 3,8 Kilometer im Wasser und 180 Kilometer auf dem Rad hinter sich – und damit den für ihn stressigsten Moment: den Start in der Bucht von Alcudia mit 3.000 Triathleten. Eine rücksichtslose Masse. „Viele schwimmen über einen drüber, man hat Füße im Gesicht, kriegt schlecht Luft. Und der Puls schnellst hoch.“ Alles geht gut. Im Sattel rauscht er bergauf, bergab durch Mallorcas Nordwesten – ein malerisches Panorama, nur ist es dem BWL-Professor gerade ziemlich egal. In Alcudia warten seine Laufschuhe und noch 42,2 Kilometer auf ihn.

Und der Hammermann. „Der kommt nur an guten Tagen nicht“, sagt der 44-Jährige über den gefürchteten Bekannten, den er irgendwann abschütteln kann. Er rennt durchs Ziel. Mit 10:14:29 Stunden hat Joachim Prinz seinen zweiten Ironman geschafft. In persönlicher Bestzeit, und doch: „Ich hatte auf unter zehn Stunden gehofft.“

Entspannt sitzt er in seinem Büro und erzählt: dass die Wechsel noch besser sein könnten, er mit 1,72 eigentlich zu klein ist für Top-Zeiten, dass er im letzten Jahr erst umgestiegen ist vom Marathon auf den ab-

wechslungsreicheren Triathlon (Langdistanz) und er sich dafür das Kraulen beigebracht hat. „Ich war immer ein schlechter Schwimmer, dafür ein guter Radfahrer und noch besserer Läufer.“ Ruhig redet er, dann wiederum begeistert, lächelnd erinnert er die Schmerzen im Wettkampf: „Man leidet immer.“

An der Pinnwand pappt ein Foto von ihm ‚in action‘. Gegenüber reihen sich Regale mit Büchern. Sport beschäftigt den gebürtigen Trierer auch wissenschaftlich. „Es ist spannend, was wir für unsere Analysen aus dem Profi- und selbst Hobbybereich kostenlos an Daten bekommen zu Leistungsvermögen, Preisgeldern und Verdiensten. Wir wissen etwa von Fußballern Dinge, die uns ein normaler Arbeitnehmer nie verraten würde.“

Triathlon, sagt der Professor, ist ein lukrativer Markt, um den sich Investoren heftig streiten. Wenige Athlet/innen erhalten Antrittsprämien, die Masse zahlt fürs Dabeisein – etwa 500 bis 600 Euro, um bei einem Ironman zu starten. Dazu kommen Reise, Unterkunft und natürlich die Ausrüstung. Die Materialschlacht beim Rad macht Prinz nicht mit. Noch nicht. Er hat – ganz Ökonom – sein altes Rennrad umgerüstet.

Und er coacht sich selbst. Die Uhr an seiner linken Hand hilft ihm dabei. Ein auffälliges weiß-rotes Ding, das Daten ausspuckt zu allem, was der ambitionierte Triathlet über seine Fitness und sein Training wissen muss. Bis zu 400 Kilometer spult er pro Woche ab. „Die Bedingungen hier in Duisburg sind toll.“

Seinen Körper in persönliche Grenzbereiche zu treiben, gefällt ihm. „Schinden“ sagt er dazu nicht. Er verfolge seine Ziele halt sehr diszipliniert, wäre gerne Profisportler geworden, „wenn nicht das Talent gefehlt hätte.“ Der Lohn für monatelanges Training, für die schlaflose Nacht vor dem Start („das ist wie Prüfungsangst“) ist indes ungewiss. Wenn ein Platten oder der Hammermann zuschlägt, kommt der Besenwagen statt Wolke 7.

Die Triathlons in Roth und Barcelona hat der BWL-Prof für 2016 gebucht – und den Mythos Hawaii im Kopf. 9:40 Stunden ist das Limit für Eisenmänner seiner Altersklasse. Er müsste also 35 Minuten schneller werden, das klingt viel. Ein besseres Rad könnte helfen, ebenso eine gesündere Ernährung. „Dass ich darauf nicht achte, ist natürlich nicht ideal.“ Seine Laster? Joachim Prinz grinst: „Eine Tüte Gummibärchen und eine Tafel Schokolade. Jeden Abend.“ (ubo) ■



„Zum Schluss hat es richtig weh getan“. Dem Ziel nahe kann Joachim Prinz aber wieder lächeln.

FOTO: FINISHERPIX.COM

Wenn Magdulin Dwedari gefragt wird, wo ihre Heimat ist, kommt die Antwort ohne Zögern: „Im Moment ist das Duisburg.“ Kurze Pause. „Aber das ändert sich oft“, fügt sie lachend hinzu und streicht sich eine Strähne ihres langen, lockigen Haars hinter das Ohr. Die 21-Jährige, die im fünften Fachsemester Energy Science studiert, verbrachte einen Teil ihrer Kindheit in Essen, lebte zehn Jahre mit ihrer Familie in Syrien und kehrte 2012 zum Studium zurück nach Deutschland. Nach zwei Auslandssemestern in Budapest sucht sie nun in Duisburg eine Wohnung – zwölf Besichtigungen stehen in den nächsten vier Tagen an.

Syrien ist die Heimat der Familie Dwedari. Die Eltern sind Ärzte – er Herzchirurg, sie Kardiologin. Beide haben in Deutschland studiert. 2002 ging es für die Familie zurück, die Eltern eröffneten in Aleppo eine eigene Praxis. Für die zierliche Magdulin stand fest, dass sie nach dem Abitur wieder nach Deutschland gehen würde. Zum Studieren. Weil das Angebot hier einfach vielfältiger ist.

Die Entscheidung für ihr Fach fiel in der zehnten Klasse. Fasziniert hat sie schon damals, dass Physik den Dingen auf den Grund geht. Dass Lösungen für ein konkretes Problem gesucht und gefunden werden. Die Begeisterung ist bis heute spürbar. „Alles ist logisch, lässt sich erklären. Nichts fällt vom Himmel. Da war mir klar: Das werde ich studieren“, sagt sie mit einem Funkeln in den dunklen Augen.

2011 ändert sich in Syrien alles. Als der Bürgerkrieg auch Aleppo erreicht, entscheidet sich der Vater, mit den Kindern zurück nach Deutschland zu ziehen. Die Eltern leben inzwischen getrennt, Magdulin Dwedaris Mutter bleibt in Aleppo. Schwer, wenn man selbst in Sicherheit ist, aber fast alle Verwandten im Kriegsgebiet leben. „Da macht man sich eigentlich immer Sorgen.“ Sie telefoniert viel mit ihrer Mutter, mit den Verwandten.

Ablenkung bietet das Studium. Energy Science wird an nur wenigen Universitäten in Deutschland angeboten. „Duisburg passte mir gut – zurück ins Ruhrgebiet bin ich gern gezogen.“ Gewöhnen musste sie sich allerdings an ihr Leben als Studentin. Deutschland war ihr zwar vertraut, doch die Familie, die Freunde fehlten. Anfangs, als eines von nur wenigen Mädchen in ihrem Fach, fühlte sie sich erst einmal eingeschüchtert. Kaum zu

HEIMAT AUF ZEIT

Von Deutschland nach Syrien und wieder zurück

glauben, wenn man die energiegeladene, lebensfrohe Studentin heute vor sich sitzen hat.

Sie lächelt bei dem Gedanken an ihre ersten Seminare. „Inzwischen habe ich viele Freunde gefunden, auch unter den Kommilitonen, und mich gut eingelebt.“ So gut, dass sie als Tutorin ganz souverän Physik-Vorkurse gibt und viel Spaß dabei hat, ihre Begeisterung für das Fach weiter zu geben. „Ich freue mich, wenn ich neuen Studis helfen kann, sich an der Uni wohl zu fühlen, einen guten Zugang zu den Inhalten zu finden.“ Denn wie groß die Herausforderungen sind, hat sie selbst erlebt. Für ihren engagierten, teils ehrenamtlichen Einsatz wurde sie vom DAAD ausgezeichnet.

Neben dem Studium bleibt wenig Zeit für anderes. „Ich schlafe viel am Wochenende“, sagt sie grinsend, „und verbringe Zeit mit meinen Freunden.“ Etwa beim Kartenspiel: Skat, Doppelkopf oder arabische Varianten. Die sind meist einfacher als die deutschen. Magdulin Dwedari liest auch gern. Lieber deutsche Literatur als arabische. Aktuell hat sie Hesses Siddhartha im Rucksack. „Das hat mir eine Freundin empfohlen. Gefällt mir sehr gut.“

Die quirlige Studentin muss weiter – die erste der zwölf Wohnungen besichtigen. In Duisburg, ihrer Heimat auf Zeit. (end) ■



„Alles ist logisch, nichts fällt vom Himmel“, sagt Magdulin Dwedari. Sie meint die Physik, nicht die Politik.

FOTO: JOCHEN TACK

EIN ENZYM RÄUMT AUF

Viele degenerative Erkrankungen wie Alzheimer oder Parkinson gehen auf falsch gefaltete Proteine zurück. Sie formen krankhafte Ablagerungen, die der Körper nicht mehr auflösen kann. Professor Dr. Michael Ehrmann und sein Team vom Zentrum für Medizinische Biotechnologie haben jetzt nachgewiesen, dass genau dies ein bestimmtes Enzym vermag: die HTRA1 Protease. Sie schafft es, eine besonders hartnäckige Form von verklumpten Proteinen, die amyloiden Fibrillen, effizient abzubauen.

„Die HTRA1 Protease erkennt, ob Proteine normale Strukturen ausgebildet haben oder unnormale. Ganz gezielt löst sie die schädlichen Strukturen auf und baut sie ab. Das Enzym betreibt sozusagen eine Qualitätskontrolle und schützt den Körper“, sagt Professor Ehrmann.

Diese Funktion der Protease war so noch nicht bekannt. Neu ist auch, dass sie keinesfalls in einer Zelle gefangen ist, sondern sich zwischen Zellen bewegen und in andere eindringen kann, um dort zu helfen. „Auch wenn viele Zusammenhänge noch rätselhaft sind: Die Natur scheint dem Menschen molekulare Mechanismen mitgegeben zu haben, damit sich Proteinfaltungskrankheiten nur verzögert ausbilden“, so Ehrmann. (ubo)

Drei weitere Institute waren an den Forschungen beteiligt. Nature Chemical Biology veröffentlicht die Erkenntnisse: DOI: 10.1038/nchembio.1931

UNSTERBLICHE TUMORZELLEN

Das Neuroblastom ist ein aggressiver Tumor, dessen Zellen im unreifen Stadium verblieben sind. Er ist bei krebserkrankten Kindern sehr verbreitet und für 15 Prozent von ihnen tödlich. Genetische Untersuchungen, an denen die Medizinische Fakultät beteiligt war, haben nun einen bisher unbekanntem Mechanismus aufgeklärt, wie sich diese Tumorzellen unsterblich machen können und die körpereigene Abwehr austricksen.

Oft hängen Veränderungen des Tumorgenoms und die Schwere der Erkrankung zusammen. Allerdings ließ sich bislang bei

vielen krebserkrankten Kindern keine direkte genetische Ursache finden. Mit den Universitätskliniken Köln, Heidelberg und Berlin hat das UDE-Team um Privatdozent Dr. Alexander Schramm nun herausgefunden, dass es bei jungen Patient/innen, die an einem Hochrisiko-Neuroblastom erkrankten, Veränderungen im Tumor-Genom waren, die das Protein Telomerase aktiviert haben. Dadurch werden Krebszellen in die Lage versetzt, sich unbegrenzt zu teilen.

Die Wissenschaftler/innen spürten dabei Umlagerungen im Tumor-Genom auf. Diese

HOCHSPANNEND

Stromtrassen wirken sich auf den Hormonspiegel aus – allerdings jahreszeitlich schwankend. Ein internationales Team, geleitet von Professor Dr. Hynek Burda, hat das für Rinderkälber nachgewiesen.

Das Schlafhormon Melatonin entsteht nachts im Gehirn. Über den Blutkreislauf gelangt es zu fast jeder Zelle im Körper, wo es viele Funktionen erfüllt. Es steuert die Tag- und Nachtrhythmik und stärkt das Immunsystem.

Studien legen nahe, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der unterdrückten



FOTO: MICHAEL DRAK/FOTOLIA

Melatonin-Produktion und dem Auftreten von Kinderleukämie nahe Hochspannungsleitungen. Eindeutig nachweisbar war dies bislang jedoch nicht: Mal waren die Melatonin-Konzentrationen bei Tieren, die in der Nähe von Strommasten gehalten werden, erhöht, mal gesenkt und zuweilen blieben sie auch unbeeinflusst.

Weil Bauern meinen, dass die überirdischen Leitungen ihr Milchvieh beeinflussen, untersuchten das Forscherteam den Speichel von Rinderkälbern.

Die Wissenschaftler/innen konnten zeigen, dass Kälbchen tatsächlich weniger Melatonin produzieren, wenn sie elektromagnetischen Feldern ausgesetzt sind. Aber nur im Winter, im Sommer verkehrt sich das leicht ins Gegenteil.

„Dieser saisonale Effekt lässt die bisherigen Studien in einem neuen Licht erscheinen“, meint Professor Burda. „Und er könnte erklären, weshalb es bislang so uneinheitliche Ergebnisse bei Wiederholungsexperimenten gab.“

Scientific Report hat berichtet: DOI:10.1038/srep/14206

LÄRM DRÜCKT AUF DIE STIMMUNG

Dass permanenter Straßenlärm depressive Verstimmungen auslösen kann, konnte nun erstmals weltweit in einer großen Langzeitstudie gezeigt werden. Auf die Erkenntnis stießen Wissenschaftler/innen vom Zentrum für Urbane Epidemiologie (CUE) bei ihrer Arbeit für die Heinz Nixdorf Recall Studie. Bei dieser machen 4.800 Revierbürger/innen mit; es geht unter anderem um Umwelteinflüsse, die sich auf die Herzgesundheit auswirken können.

Nun wurden die Daten von 3.300 Personen zwischen 45 und 75 Jahren analysiert. Ergebnis: Wer an verkehrsreichen Straßen wohnt, entwickelte binnen fünf Jahren häufiger depressive Symptome als Anwohner/innen, die es ruhiger haben. Die Studie ergab, dass das Risiko um etwa 25 Prozent steigt –



FOTO: BETTINA ENGEL-ALBUSTIN

sowohl für gemittelte 24-Stunden als auch für Nachtlärmwerte über 55 bzw. 50 Dezibel. Auffällig ist zudem, dass insbesondere Menschen mit geringerer Bildung empfindlicher auf Lärm reagieren.

Warum das so ist, müsse man noch gezielt untersuchen, so die CUE-Forscherinnen.

KLEINES ORGAN, GROSSE WIRKUNG

Etwa jeder Dritte ist von Schilddrüsenerkrankungen betroffen. Um diese besser diagnostizieren und behandeln zu können, verlängert die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Schwerpunktprogramm Thyroid Trans Act (SPP 1629) am Universitätsklinikum Essen und weiteren 13 Standorten um drei Jahre.

Die Schilddrüse ist vergleichsweise klein und produziert lebenswichtige Hormone, die die Funktion nahezu aller Organe im Körper beeinflussen. „Wir wollen verstehen, was eine gesunde von einer kranken Schilddrüsenfunktion im Organismus unterscheidet und wie entsprechende Leiden künftig früher erkannt und besser therapiert werden können“, so UDE-Professorin Dr. Dagmar Führer. Sie ist Direktorin der Klinik für Endokrinologie und Stoffwechselerkrankungen, die mit rund 1,35 Mio. Euro die größte Fördersumme erhält.

Hier sind insgesamt fünf Projekte angesiedelt. Es geht um Schilddrüsenhormone im Kontext von Alter und Geschlecht sowie ihre Rolle bei der Entstehung von Gallensteinen, um die nicht-genomische Wirkungen von Schilddrüsenhormonen im Herzen, bei der Insulinfreisetzung und im Knochenstoffwechsel, aber auch um neue Biomarker.

Das Projekt koordinieren die UDE, die Uni Bremen und die Berliner Charité. Mehr: www.thyroidtransact.de

PFLEGE ERLEICHTERN

Tagein, tagaus versorgt eine Pflegekraft alte oder kranke Menschen und hat ein offenes Ohr für ihren Kummer. Sie weiß, dass sie für viele der einzige Mensch ist, den sie täglich sehen. Doch auch ihr kann das auf Dauer zuviel werden. Deshalb entwickelt die UDE jetzt ein Entlastungskonzept. Es gehört zum Verbundprojekt empCARE, das das Bundesforschungsministerium für knapp vier Jahre mit über 900.000 Euro fördert.

„Um Folgen emotionaler Belastung zu vermeiden, kombinieren wir kurzfristige Trainings mit langfristigem Coaching“, erklärt Psychologieprofessor Dr. Marcus Roth. Das Uniklinikum Köln setzt das Programm anschließend in der stationären Pflege um. Im ambulanten Dienst macht das eine Kölner Pflegefirma, während das Uniklinikum Bonn Trainer und Coaches schult.

Die UDE begleitet den gesamten Prozess wissenschaftlich und stellt den Institutionen ergänzend ein Handbuch bereit, das helfen soll, die Maßnahmen in ihrem Berufsalltag zu verankern. (ra)

Mehr: Prof. Dr. Marcus Roth, T. 0201/183-6057, marcus.roth@uni-due.de



Spaß an der Sache: Moderator Sebastian Seifert (l.) mit Redakteur Meiko Huismann.

Sie studieren Kunst, Ostasienwissenschaften, Anglistik oder Philosophie. Sie sind eine bunte Truppe, die Redakteure von CampusFM, dem Uni-Radio für Studis von Studis. Und so ist auch das Programm, das sie machen. Ihr Motto: „...klingt anders!“ Zum Auftakt unserer Serie über studentische Medien hat Amela Radetinac den Sender besucht.

Unter dicken Kopfhörern und mit dem auffordernden Mikrofon vor sich, tritt sie von einem Bein aufs andere, räuspert sich. Dann das Signal des Moderators – Nane Schwarzkopf beginnt zu sprechen: „Genetische Untersuchungen haben gezeigt, wie sich das Neuroblastom unsterblich macht...“ Die 21-jährige Germanistik- und Philosophiestudentin liest heute zum ersten Mal live die Nachrichten für den Sender der UDE und der Folkwang-Uni.

Nanes feste Stimme verrät nichts von Nervosität oder Aufregung. Und das obwohl ihr gerade eine Million Menschen in Duisburg, Essen und den Nachbarorten zuhören könnten. So weit reichen die Frequenzen 104,5 und 105,6. Städter zwischen 20 und 30, unternehmungslustig und vielseitig interessiert, schätzen das junge Radio.

Ohne sich zu versprechen, gibt Nane wieder ab an Sebastian Seifert, Vorstandsmitglied, Musik-Chefredakteur und heutiger Moderator der Sendung „Aufgeweckt“,

die seit 10 Uhr läuft. Unterstützt von sechs Kolleg/innen, schickt er an diesem Montag zwei Stunden lang Beiträge in den Äther: Verkehrsmeldungen, Informationen aus den Unis, aber auch zum aktuellen Geschehen im Land.

Beflügelt von dem gelungenen Nachrichtendienst verlässt Nane den etwa acht Quadratmeter kleinen, schaumstoffisolierten Senderraum. Ihre Mitstreiter erwarten sie nebenan in der Redaktion. Die ist nicht viel größer, aber vollgestellt mit Schreibtischen, großen Bildschirmen und etlichen Bürostühlen. Die Wände halten Infotafeln und CD-Regale, sind ringsherum gespickt mit bekennenden Radiohead-Sprüchen wie „Ziemlich beste Playlist“ und Merktzetteln: „Bei Facebook angeteasert?“

Ja, schon geschehen! Die heutige Chefin vom Dienst, Jolien Wagner, war damit einige Minuten zuvor beschäftigt. Aus dem engen Raum postete die Germanistikstudentin ein Appetithäppchen raus zu rund 1.250 Fans des CampusFM-Profiles. Daniela Bohn feilt derweil noch an ihrem „BmO“. Das ist keine neue Körpermaßeinheit, sondern ein Beitrag mit O-Tönen. Seit 2008 ist sie schon dabei, kennt sich bestens aus mit Aufnahmegerät und Schnittprogramm.

Das nötige Handwerkszeug bringen die erfahrenen Radiomacher den Neuen nach und nach bei. Die müssen zuverlässig sein und Lust haben, sich im Radio auszuprobieren. Jenni Schreder arbeitet seit August mit: „Man

FÜR DEN PERFEKTEN BMO

FOTOS (2): BETTINA ENGEL-ALBUSTIN



fängt ziemlich schnell mit den Service-Themen an.“ Für den Live-Beitrag „Angestellt“, der an diesem Morgen läuft, hatte sie ein Skript mit Jobangeboten vorbereitet und musste es noch kurz vor der Sendung korrigieren. Flexibel zu sein, hilft also.

Wie lernt man Nachrichten sprechen? Nane hat dafür einen Workshop der Landesanstalt für Medien belegt. Die LfM ist auch die Aufsichtsbehörde des unabhängigen Studierenden-Senders. Andere bekamen eine interne Schulung. Eine radiotaugliche Stimme müsse niemand mitbringen, betont Sebastian Seifert. „Man lernt, sie zu entwickeln, richtig einzusetzen und sie auch zu mögen.“ Denn viele hören sich selbst nicht gerne „und sind dann doch positiv überrascht, wie sie im Radio klingen.“

Zwei Sonderthemen hat ihre Sendung, eines müssen sie ganz der Uni widmen. So ist es den Uni-Radios vorgeschrieben. „Das andere Thema ist meist Musik. Wir besprechen Konzerte, stellen Bands vor oder laden sie zum Interview ein – wie demnächst Razz, eine Garage-Rock-Band aus dem Emsland“, sagt Jolien. Keine Band, die Stadien füllt – CampusFM bewegt sich bewusst jenseits des Mainstreams: „Wir spielen nicht das, was bei EinsLive läuft.“ Dafür Indie-Rock und -Pop, Electronica und Hip Hop.

Frische Töne werden dem Team direkt ins Haus geliefert: „88 Singles letzte Woche, von bekannten Künstlern, Studentenbands, von Musikern aus England, Kanada

und Australien.“ Bei der montäglichen „Abhörsitzung“ wählt die Musikredaktion ihre Favoriten aus. Die Rotationsliste für die Off-Air-Zeit will bestückt werden.

Live ist CampusFM fast täglich zu hören, immer für einige Stunden. Neben „Aufgeweckt“, den Campus-Charts und „Nachgehakt“ (hier geht es um Hochschulpolitik, -sport und Rankings), laufen auch Spezialprogramme: In der „Spielecke“ beispielsweise testen die Studis Unterhaltungsprogramme für die Konsole, den PC, den Wohnzimmertisch – und zocken sich dabei auch mal weit in die Anfänge der Gamer-Szene.

Es wäre noch viel mehr möglich: „Wir haben Sendeplätze frei“, ruft Jolien auf, das zurzeit 35-köpfige Team zu verstärken. „Jeder kann hier was auf die Beine stellen.“ Die ehrenamtliche Arbeit kostet natürlich Zeit, und „man kriegt keine Creditpoints dafür“, bedauert sie – dafür aber Rundfunk-Erfahrung, auf die sie stolz ist.

Gerade gibt Sebastian die Tipps zum „Feierabend“, dem letzten Service-Thema für heute. Es ist 12 Uhr. Er startet die Playlist und die Redaktion setzt sich zum Feedback zusammen. Ihr Fazit: „Eine runde Sendung. Nane hat es gut gemacht, sie war entspannt und souverän“, so die einhellige Meinung, „und sie hat sich nicht mal bei ‚Neuroblastom‘ verhaspelt.“ ■

Mehr: www.campusfm.info

Wer mitmachen will, schreibt an ausbildung@campusfm.info.



„ICH HABE DIE KURVE GEKRIEGT“

Alumni-Serie | In zwei Jobs fühlt sich Norbert Platzer am wohlsten

Vor 35 Jahren schloss Norbert Platzer sein Studium des Vermessungswesens in Essen ab. Der damals 27-jährige fand direkt eine Stelle als Ingenieur, nahe seines Wohnortes. Dort arbeitet er heute noch. Zusätzlich machte er sich als Immobilienmakler selbstständig. Platzer ist am liebsten draußen; dennoch kann er sich vorstellen, in einigen Jahren wieder Student zu sein: Als Rentner möchte er sich noch mal einschreiben – gerne wieder an der UDE.

CAMPUS:REPORT Herr Platzer, wie wird man Vermessungsingenieur und gleichzeitig Immobilienmakler?

NORBERT PLATZER Indem man nicht dem allerersten Berufswunsch nachgibt und sich bewusst für etwas entscheidet. Ich begann mit 16 eine Ausbildung zum Vermesser, anstatt Schreiner zu werden. Dann studierte ich Vermessungswesen in Essen mit nur etwa 70 anderen und genoss die sehr persönliche Betreuung durch die Dozenten und Professoren. Ich sammelte Wissen, das für meine heutigen Berufe grundlegend ist: mathematische Berechnungen oder zum Liegenschaftskataster. 1979 schloss ich mit einer Arbeit zur Grundstücks- und Gebäudebewertung mein Studium ab.

Was war Ihre intensivste Studierenerfahrung?

Anfangs war das Studium pures Leben und kaum Lernen für mich. Ich war viel mit meinen Kommilitonen unterwegs. Ab dem dritten Semester änderte sich das allerdings schlagartig. Mein Professor sagte mir deutlich, dass ich es nur noch packe, wenn ich ab sofort ohne Unterlass lerne. Das tat ich. Ich schrieb 13 Klausuren in 14 Tagen. Es war knapp, aber ich habe gerade noch mal die Kurve gekriegt – eine unglaubliche Erfahrung. Sie lehrte mich, dass Durchhaltevermögen und Willenskraft entscheidend sind, um etwas zu erreichen.

Hat Ihnen das bei dem Berufseinstieg geholfen?

Unbedingt – und die Tatsache, dass ich Nichtraucher war. Das war bei meiner ersten Stelle damals wirklich ein Einstellungskriterium, da die Gutachterabteilung mit elf Ingenieuren in einer Düsseldorfer Bank nur aus Nichtrauchern bestand. Seit 1980 arbeite ich nun schon in einem Vermessungsbüro in Kleve als Diplom-Ingenieur. Das Immobiliengeschäft ist vor 32 Jahren dazugekommen.

Wie kam es zum zweiten Standbein?

Da ich ja ständig mit Gebäuden, Handwerkern und Maklern zu tun hatte, bekam ich vieles aus der Immobilienbranche mit. Das fand ich spannend. Also bildete

ich mich weiter zum Sachverständigen für Immobilien.

Wie sieht Ihr Alltag aus?

Mein Tag beginnt um 6 Uhr morgens und endet oft erst weit nach 20 Uhr. Ich vermesse tagsüber Gebäude, Grundstücke oder führe auf Großbaustellen mit elektrooptischen und GPS-Geräten Bauabsteckungen durch. Ich bin jeden Tag woanders und mag diesen Wechsel sehr. Nach meinem Vollzeitjob regele ich abends und am Wochenende mein Immobiliengeschäft. Auf eine sehr persönliche Beziehung zu meinen Kunden lege ich großen Wert.

Welches Projekt hat Sie besonders herausgefordert?

Wir haben in einer Druckerei die so genannte Druckstraße vermessen. Da mussten wir in Höhe und Lage auf den Millimeter genau arbeiten. Alles lief reibungslos.

Haben Sie Ihre Traumjobs gefunden?

Oh ja. Ohne meine Familie würde ich beide aber nicht unter einen Hut bekommen. Allein die Büroarbeit ist so viel geworden, nur dank meiner Frau und meinen erwachsenen Kindern schaffe ich es.

Wie schützen Sie sich vor Stress?

Ich bin mit dem Herzen dabei, das ist wichtig. Und wir haben Bienenvölker und zwei Hunde, die zu meiner Entspannung beitragen. Wenn ich draußen bin, kann ich Energie sammeln.

Würden Sie rückblickend etwas anders machen?

Ich hätte mich eventuell früher und viel stärker auf das Immobiliengeschäft konzentrieren und meinen Arbeitsmittelpunkt dahin verlagern sollen, auch wenn mir mein Job als Vermesser viele Anreize bietet und ich ihm aus Überzeugung nachgehe.

Haben Sie einen Tipp für die heutigen Studierenden?

Zeigen Sie, was Sie können und lassen Sie Ihr Gegenüber wissen, was Sie in der Lage sind zu leisten. Dann erreichen Sie bestimmt Ihr Ziel.

Die Fragen stellte Sabine Loh.

WEBSEITE FÜR ZUGEWANDERTE

Zahlreiche Flüchtlinge haben eine Uni besucht oder möchten hier studieren. Sie stellen sich viele Fragen. An der UDE können sie sich individuell beraten lassen und als Gasthörer/innen ausgewählte Veranstaltungen und die Sportkurse besuchen.

Außerdem bietet die Uni zugewanderten Jugendlichen und jungen Erwachsenen weitere Möglichkeiten sich fortzubilden. Informationen und Ansprechpartner/innen liefert eine Webseite auf Deutsch und Englisch.

Mehr: www.uni-due.de/fluechtlinge

PRINT LEBT

Mit viel Verve gestalten wir unseren CAMPUS:REPORT. Wer liest eigentlich die Geschichten über außergewöhnliche Personen und Projekte? Ist Gedrucktes noch zeitgemäß? Das wollten wir mit einer Befragung herausfinden. Fast 300 Leser/innen haben geantwortet. Herzlichen Dank!

Unser Hochschulmagazin wird als ansprechendes und verständliches Medium geschätzt. Mit guten Inhalten: Knapp 28 Prozent der Umfrageteilnehmer/innen lesen bis zu 30 Prozent des Heftes, 24 Prozent etwa die Hälfte und ein weiteres Viertel will noch mehr wissen.

Besonders erfreulich: Print kommt nach wie vor an – zwei Drittel wollen darauf nicht verzichten. Zusätzlich möchten sie eine praktische mobile Variante. Daran arbeiten wir.

Die Anregungen helfen uns bei der Neugestaltung. Manche wünschen sich u.a. ein knackigeres Layout, mehr Themen aus dem studentischen Alltag, aus Technik und Verwaltung sowie längere Bildstrecken.

Übrigens: Die Tablets gewannen Mirco Zick (32), Komedia-Masterstudent, und Lehramtsstudent Benedikt Markus Anlauf (23).

AUFS LEHRAMT OPTIMAL VORBEREITEN

Schulklassen sind immer bunter zusammengesetzt. Die unterschiedlichen Muttersprachen und Begabungen fordern Lehrer/innen heraus. Wie sie sich dem am besten stellen können, erforscht das dreijährige Projekt „Professionalisierung für Vielfalt (ProViel) dynamisch | reflexiv | evidenzbasiert“.

Es hat sich im Bund-Länder-Programm „Qualitätsoffensive Lehrerbildung“ durchgesetzt und wird mit sieben Millionen Euro unterstützt.

Mehr als 8.000 Studierende bereiten sich an der UDE auf das Lehramt vor. Zehn Fakultäten beteiligen sich an ihrer Ausbildung. Für sie ist ProViel, das im neuen Jahr startet, gedacht: Es besteht aus 22 Teilprojekten; es ergänzt die etablierten Maßnahmen, wie mit Heterogenität in der Schule umgegangen werden kann und erschließt den Bereich Vielfalt und Inklusion. Dabei sollen neue Lehr- und Lernformate entstehen.

Mehr: www.qualitaetsoffensive-lehrerbildung.de

GUT STUDIEREN

Das Projekt „Bildungsgerechtigkeit im Fokus“ wird über den Qualitäts-pakt Lehre weitergefördert. In dem von Bund und Ländern aufgelegten Programm konnte die UDE schon 2011 überzeugen; 22 Millionen Euro durfte sie in den letzten Jahren investieren, diesmal bekommt sie 18,9 Millionen Euro.

Mit dem Konzept zur Stärkung der Studieneingangsphase hatte die UDE eine Reihe von Maßnahmen auf den Weg gebracht, die den Erfolg von jungen Menschen unabhängig ihrer Herkunft fördern. Dafür wurde unter anderem das universitätsweite Mentoring-System ausgebaut, Zentren zur Unterstützung von Selbstlernphasen geschaffen sowie Kurse aufgelegt, in denen fachliche Kompetenzen und Lernstrategien vermittelt werden.

In der zweiten Förderphase, die im Oktober 2016 starten und bis 2020 gehen wird, führt die UDE diese Ansätze weiter und ergänzt sie durch innovative, auch digital gestützte Konzepte. Dabei sollen in einigen Fächern flexible Regelstudienzeiten getestet werden.

Mehr: www.uni-due.de/bif

GEHEN UND BLEIBEN

Rotation – man kennt das Wort in Verbindung mit Jobs oder Mannschaftssport. Aber ein Gebäude? Was dreht sich hier im Kreis?

Am Essener Campus steht das ansprechende Bauwerk (Bezeichnung: S06). Auf 6.500 Quadratmeter und sechs Geschosse sind Seminarräume und Büros verteilt. Die vielen Fenster machen es schön hell, von der zentralen Halle führt eine Freitreppe hinauf. Gedacht ist das Rotationsgebäude vor allem für Beschäftigte, deren Räume modernisiert, saniert oder umgebaut werden.

Ihre Kisten ausgeräumt hat u.a. die Mediendidaktik. In seinem supermodernen Learning Lab (Foto oben) entwickelt das Team digitales Lernmaterial. Wieder ausziehen? Nicht doch, es darf dauerhaft bleiben.



FOTOS (2): FRANK PREUSS

STADT DER KURZEN WEGE: URBAN FACTORY

Viele Städte haben Fabriken ins Umland verbannt. Dabei gibt es Vorteile, wenn stadtnah produziert wird. Das Projekt Urban Factory, an dem das Institut für Stadtplanung und Städtebau beteiligt ist, entwickelt hierzu Vorschläge.

Lange wurden Produktionsstätten in die Peripherie oder auf die grüne Wiese verbannt.

Man erhoffte sich weniger Verkehr in der City und geringere Konflikte um die Emissionen. Dafür nahmen der Pendlerverkehr und der Flächenverbrauch in ländlichen Regionen zu, die Wege zu Wissens- und Innovationsnetzwerken wurden länger.

Lösungen für Stadt und Industrie erkundet nun das Expertenteam. Es untersucht ein-

zelne Modellvorhaben sowie ausgewählte Fabriken und Stadtstrukturen. Ein Ziel ist, das produzierende Gewerbe mit umliegenden Stadtteilen zu vernetzen, um Energie und Ressourcen einzuparen. Dabei soll eine Wissensplattform entstehen. (ko)

Das Bundeswirtschaftsministerium fördert das Vorhaben mit 1,2 Millionen Euro. www.urbanfactory.info

MISSBRAUCH AUFKLÄREN

„Ein Tabu wird gebrochen – sexualisierte Gewalt an Kindern“ heißt der Vortrag von Dr. Christine Bergmann am 12. Januar um 18 Uhr (Duisburg, Raum LS 105). Die einstige Bundesfamilienministerin und frühere Beauftragte zur Aufarbeitung des sexuellen Kindesmissbrauchs kommt auf Einladung der NRW School of Governance und der Stiftung Mercator. Anmeldung unter dagmar.baecker@uni-due.de

SCHÜLERINFOTAG

Wie soll es nach dem Abi weitergehen? Mehr Durchblick bringt der Schülerinfotag am 18. Februar: Ab 9 Uhr stellen Dozierende Studiengänge und Ausbildungsberufe vor, man kann Labore besichtigen und sich beraten lassen. Das Programm umfasst 95 Veranstaltungen. Anmelden muss man sich nicht.

Mehr: www.uni-due.de/abz/studieninteressierte/infotag

GRÖßERE KLUFT

Die wachsende Einkommenskluft wird nicht nur durch niedrige Löhne verursacht. Viele Haushalte rutschen wegen Teilzeit in die unterste Einkommenschicht, während andere aufgrund langer Arbeitszeiten mit zwei Vollverdienern nach ganz oben aufrücken – selbst mit mittleren Gehältern. Das zeigt eine Studie des Instituts Arbeit und Qualifikation (IAQ).

In den unteren Einkommenschichten haben nur noch 42 Prozent der Haushalte einen Vollverdiener; das sind 20 Prozentpunkte weniger als vor 15 Jahren. In der Oberschicht sind es hingegen stabile 78 Prozent.

Wächst das Einkommen, steigen auch die bezahlten Arbeitsstunden: Der durchschnittliche Stundenlohn in der Oberschicht war mit 38,62 Euro fünfmal höher als der in der Unterschicht. Und die Arbeitszeiten der besser Gestellten liegen um 2.000 Stunden pro Jahr über denen, die am schlechtesten verdienen.

www.iaq.uni-due.de/iaq-forschung/2015/fo2015-01.pdf

REVIERGE SCHICHTE(N)

„Rote Erde“, „Auf Teufel komm raus“ oder „Doris hilft“: So bunt wie das Ruhrgebiet sind auch seine Romane. Noch hat sich keiner systematisch mit der Revierliteratur nach 1960 befasst. Das tun nun vier UDE-Germanist/innen.

Sie betrachten einige hundert Erzählungen, Gedichtbände, Theaterstücke, Romane und Dokumentartexte. Darunter finden sich Krimis ebenso wie Geschichten über Arbeitskämpfe, das Erwachsenwerden oder das Leben zwischen Fußball und Schrebergarten; geschrieben von Autor/innen, die im Revier zuhause waren, es noch sind oder es aus der Ferne in den Blick genommen haben.

Um die „Literaturgeschichte des Ruhrgebiets seit 1960“ (Projekt-titel) zu erarbeiten, interessiert die Vier vor allem dies: Lassen sich Entwicklungslinien erkennen? Wo gab es Brüche? Welche Ereignisse veränderten den Literaturbetrieb, beeinflussten die Schriftsteller/innen?

Wichtige Knotenpunkte will das Team festmachen. Dazu gehören etwa die Dortmunder Gruppe 61 mit dem Thema Arbeit, die Migrantenliteratur, der erste Regionalkrimi oder Romane wie die von Wolfgang Welt, die Handlungsorte, -stränge und Figuren verweben. (ubo)

Die DFG unterstützt das Projekt für drei Jahre mit rund 400.000 Euro.

Mehr: www.uni-due.de/germanistik/parr/ruhrgebietsliteratur

VON BOUGAINVILLE LERNEN

Wie verhindert man Krieg? Schaut man auf die aktuellen Konflikte scheint eine Antwort unmöglich. Die meisten Maßnahmen sichern keinen dauerhaften Frieden. Ein Projekt am Institut für Entwicklung und Frieden (INEF) untersucht, warum es die Südseeinsel Bougainville geschafft hat, nach vielen Jahren brutaler Auseinandersetzungen den Krieg zu besiegen.

Fast zehn Jahre tobte auf Bougainville, das zu Papua Neuguinea gehört, ein blutiger Bürgerkrieg. Auslöser war der Betrieb einer Kupfermine, sie zerstörte die Lebensgrundlage der Menschen. Seit 1998 schweigen die Waffen. Die Insel wurde autonome Region, die ehemals verfeindeten Seiten sind in der Regierung vertreten.

Wegen der Insellage und Größe – vergleichbar mit Zypern – sehen die

Forschenden Bougainville als eine Art Laboratorium für Peacebuilding. Sie werden nun untersuchen, wie alle Seiten miteinander verhandelt haben. Dazu führen sie Interviews u.a. mit der Autonomieregierung, mit Clan-Chefs, ehemaligen Kommandeuren der militärischen Parteien, Mitarbeiter/innen von UN-Institutionen, mit internationalen NGOs sowie australischen und neuseeländischen Militärs.

In einer zweiten Studie will das INEF-Team herausfinden, ob sich etwa in Somaliland, Sierra Leone und Timor Leste ähnliche Prozesse identifizieren lassen. (ubo)

Das Projekt „Peacebuilding im Spannungsfeld internationaler und lokaler Wahrnehmungen – Einsichten aus dem ‚Laboratorium‘ Bougainville“ wird von der Deutschen Stiftung Friedensforschung bis Ende 2016 mit 99.000 Euro bezuschusst.

DANIEL AVDIC



Neuer Juniorprofessor für Empirische Gesundheitsökonomik am Forschungszentrum Health Economics Research Center (CINCH) ist Dr. Daniel Avdic (34) PhD. Er hinterfragt, wie sich die Organisation des Gesundheitswesens auf das Handeln von Menschen auswirkt.

Avdic studierte von 2004 bis 2008 Ökonomie, Statistik und Wirtschaftsgeschichte an der Uppsala University in Schweden. Anschließend arbeitete er an zwei schwedischen Forschungsinstituten. Bevor er 2014 promoviert wurde, übernahm er bereits die Leitung der empirischen Junior-Forschungsgruppe am CINCH.

An der UDE möchte er z. B. erforschen, ob das deutsche Gesundheitssystem dadurch effizienter wird, dass unterschiedliche Anbieter von Gesundheitsdienstleistungen und Versicherungsgesellschaften miteinander konkurrieren. Nutzen Beitragszahlende jetzt häufiger therapeutische und präventive Angebote? Zudem untersucht er, wie unterschiedliche gesellschaftliche und wirtschaftliche (sozioökonomische) Lebenslagen die Gesundheit beeinflussen. Die Daten wird er auch mit Kolleg/innen aus anderen Ländern diskutieren.

DOMINIK BOOS



Wie entstehen Krankheiten? Das erforscht Dr. rer. nat. Dominik Boos (39); er ist neuer Juniorprofessor für Molekulare Genetik am Zentrum für Medizinische Biotechnologie (ZMB).

Dominik Boos studierte von 1996 bis 2002 Biologie an der Universität Tübingen und promovierte am Max-Planck-Institut für Biochemie (2002 bis 2007). Nach der Promotion war er sechs Jahre Postdoktorand am Cancer Research Institute (LRI) in London. 2013 wurden ihm und seiner geplanten Forschung 1,25 Millionen Euro des NRW-Förderprogramms für Rückkehrer für fünf Jahre zugesprochen. Seit 2014 führt er diese Arbeit in seiner Forschungsgruppe am ZMB durch.

Über DNA-Verdopplung (Replikation) weiß man inzwischen relativ viel, ausgiebig erforscht wurde sie an Hefe. Wie sie bei Wirbeltieren verläuft, ist dagegen weniger bekannt. Dabei ist es wichtig zu wissen, wie sie funktioniert; denn Fehler beim Kopieren der Erbinformation tragen zur Krebsentstehung bei. Ein Ziel ist es herauszufinden, durch welche Proteinkomplexe instabile Genome oder Krebs begünstigt werden.

STEPHANIE BUNG



Lyrischen Texten von den französischen Antillen widmet sich Dr. phil. Stephanie Bung (41), neue Professorin für Französische Literaturwissenschaft. Den Lehrstuhl hatte sie zuletzt vertreten.

Bung studierte von 1993 bis 1999 Romanistik, Germanistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Mainz und Dijon. Nach ihrer Promotion (2004) war sie bis 2011 Wissenschaftliche Assistentin an der FU Berlin und spezialisierte sich auf romanische Literaturen der Frühen Neuzeit. Nach einem längeren Forschungsaufenthalt in Paris vertrat sie von 2012 bis 2014 eine Professur an der Freien Universität und arbeitete danach in einem ERC-Projekt, das das frühneuzeitliche europäische Drama untersucht. Bungs Forschung wurde mehrfach ausgezeichnet.

Neben der karibischen Lyrik untersucht sie u.a. Begriffe wie ‚Akademie‘ oder ‚Salon‘, die für die Ausbildung literarischer Räume in der Frühen Neuzeit zentral sind. Ihre Wissenschaft soll öffentlich sichtbar sein: „Ich werde die Zusammenarbeit mit dem Deutsch-Französischen Institut in Essen fortführen und regelmäßig zu Lesungen und Gesprächen einladen.“

JOCHEN GÖNSCH



Mit gebrauchten Produkten die Umwelt schonen – u.a. dazu forscht Dr. rer. pol. Jochen Gönsch (34). Er ist neuer Professor für BWL, Fachgebiet Service Operations, an der Mercator School of Management.

Gönsch studierte Wirtschaftsinformatik an der TU Darmstadt. Nach dem Diplom (2006) arbeitete er an der Universität Augsburg und promovierte 2010. Seit 2012 untersuchte er dort mit Experimentalphysikern, wie sich Energiespeicher am besten nutzen lassen. In seiner Habilitation (2015) beschäftigte er sich mit der Verkaufssteuerung bei knappen Kapazitäten, etwa bei Fluggesellschaften. Seine Forschung wurde mehrfach ausgezeichnet.

Gönsch untersucht, wie wiederaufgearbeitete Produkte bei Kunden ankommen. Stehen sie mit den neuen in einem echten Wettbewerb? Und lässt sich ihre Herstellung regulieren, damit weniger Ressourcen verbraucht werden? Er bildet die Zusammenhänge in mathematischen Modellen ab und ermittelt optimale Lösungen.

Auch fragt er, wie sich durch gezielte Preisgestaltung Angebot und Nachfrage abstimmen lassen, speziell bei Bike- und Car-Sharing sowie Autovermietungen.

MARTIN THOMAS HIBBELN



Dr. rer. pol. Martin Thomas Hibbeln (36) ist neuer Juniorprofessor für BWL mit dem Schwerpunkt Finance. Er verstärkt die Mercator School of Management.

Bis 2004 studierte er Wirtschaftsingenieurwesen an der TU Braunschweig, wo er auch promoviert wurde (2010) und sich habilitierte (2015). Er untersuchte, wie mit Risiken, Rating-Modellen oder der Vergabe von Krediten umgegangen wird. Zwischenzeitlich war er Visiting Assistant Professor in Hongkong (2013) und Rotterdam (2014). Anschließend vertrat er eine Professur in Bremen.

Hibbeln erforscht u.a., ob Investoren, die auf Ratings vertrauen, dies immer noch tun. Um ein stabileres Finanzsystem zu schaffen, prüft er, inwieweit Ratingagenturen und Finanzprodukte besser reguliert werden können.

Risikomanagement ist für ihn auch hier wichtig: Wie stark verändern Katastrophen wie Sturm ‚Ela‘ die Preise für Baudienstleistungen und Versicherungen? Wie entwickeln sich Risikoprämien von Katastrophenanleihen (CAT-Bonds), wenn der übrige Kapitalmarkt unattraktiv wird? Und wie können Banken besser einschätzen, ob ihre Kunden/innen einen Kredit zurückzahlen können?

FLORIAN LEESE



Wie Ökosysteme auf die vielen Stressfaktoren reagieren, möchte der neue Professor für Aquatische Ökosystemforschung u.a. herausfinden: Dr. rer. nat. Florian Leese (37).

Er studierte Biologie und Sport an den Universitäten Marburg und Bochum (RUB). Nach seinem Diplom 2004 promovierte er am Alfred-Wegener-Institut der Helmholtz-Gemeinschaft über die Evolutionsgeschichte von Krebstieren in der Antarktis und Umgebung. Leese arbeitete im Forschungszentrum „British Antarctic Survey“; Auslandsaufenthalte führten ihn nach Brasilien, England, in die USA und in das Südpolarmeer. Von 2011 bis 2014 war er Mitglied und stellvertretender Sprecher des Jungen Kollegs der NRW Akademie der Wissenschaften und der Künste.

Wie stark der Mensch die Ökosysteme belastet, untersucht er derzeit an Fluss-Systemen. Hierzu entwickelt er ein genetisches Diagnosesystem, mit dem sich schnell und zuverlässig registrieren lässt, wie sich die biologische Vielfalt verändert. Außerdem erforscht Leese, wie Arten im Südpolarmeer und in der Tiefsee entstehen und sich an die Umwelt anpassen.

NELE NOESELLT



China ist auf dem Weg, eine globale Gestaltungsmacht zu werden. Davon ist Dr. Dr. phil. Nele Noesselt (33), neue Professorin für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Ostasien/China, überzeugt.

Noesselt studierte Sinologie und Politische Wissenschaft an den Universitäten Heidelberg, Peking und Wien. Hier wurde sie 2009 in Sinologie und 2012 in Politikwissenschaft promoviert. Seitdem hatte sie zahlreiche Forschungsaufenthalte im Reich der Mitte. Zudem ist sie in der Politikberatung für Bundes- und Landesministerien sowie Stiftungen aktiv. Sie war Research Fellow am German Institute of Global and Area Studies (Hamburg).

Um zu beurteilen, wie sich die Volksrepublik wandelt, verfolgt Noesselt die Debatten zwischen den Eliten aus Partei, universitären Einrichtungen und Think Tanks. Wenn man sie dekodiert, lasse sich erkennen, welche Wege China möglicherweise gehen werde. Hierzu leitet sie ein DFG-Projekt. Zudem untersucht sie „chinesische“ Theorien der internationalen Politik und versucht, hieraus Rückschlüsse auf die Rollenansprüche Chinas und seine Verhandlungspositionen zu ziehen.

TIENUSH RASSAF



Die Klinik für Kardiologie am Westdeutschen Herz- und Gefäßzentrum hat einen neuen Direktor: Professor Dr. med. Tienush Rassaf (41). Auch hat er die Professur für Kardiologie inne.

Rassaf studierte Humanmedizin in Düsseldorf und in Houston, Texas. Es folgten Stipendien der DFG in Shreveport, USA, sowie der Gesellschaft für Kardiologie an der Uniklinik Düsseldorf. Am Aachener Uniklinikum war er zunächst Assistenzarzt, später dann leitender Oberarzt der internistischen Intensivstation.

2009 wechselte er zurück nach Düsseldorf. Dort leitete er u.a. die Herzkatheterlabore, die interdisziplinäre-internistische Intensivstation und die Intermediate Care Station zur Behandlung des akuten Koronarsyndroms. Darüber hinaus gründete er die Chest Pain Unit und baute Programme für die interventionelle Behandlung von Klappenerkrankungen aus. Seit 2013 war er Stellvertreter des Klinikdirektors.

In Essen möchte er die Leistungen in der Kardiologie erweitern und die Therapie aller Herzkrankheiten anbieten: von der Herzschwäche über Rhythmusstörungen bis hin zu den Herzgefäßen und -klappen.

FOTOS (7): FRANK PREUSS

FOTO: UK ESSEN

FLORIAN SCHACHT



Dr. paed. Florian Schacht (33) ist neuer Professor für Didaktik der Mathematik.

Er studierte Mathematik und Musik an der TU Dortmund und war ab 2008 dort drei Jahre Wissenschaftlicher Mitarbeiter. Nach seiner Promotion (2011) arbeitete er zwei Jahre als Lehrer an einem Gymnasium und vertrat danach ein Semester einen Lehrstuhl an der Universität Siegen. Seine Doktorarbeit, die sich mit mathematischer Begriffsbildung beschäftigt, wurde von der Gesellschaft für Didaktik der Mathematik ausgezeichnet.

Schacht untersucht den mehrfachen Spracherwerb im Matheunterricht. Zudem entwickelt er fachdidaktische Ansätze, um den Umgang mit digitalen Werkzeugen besser zu vermitteln. „Wir brauchen praxistaugliche Konzepte, die überzeugende Materialien für den Unterricht und Impulse für die Lehrerbildung liefern.“ Auch erforscht er, wieso das Rechnen mit Dezimalzahlen manchmal so schwerfällt. Viele Kinder und Jugendliche hängen etwa der Vorstellung an, dass 1,17 größer sei als 1,6, da 17 größer als 6 ist. Schacht wird bereits entwickeltes Fördermaterial einsetzen und testen.

REINHARD SCHÜTTE



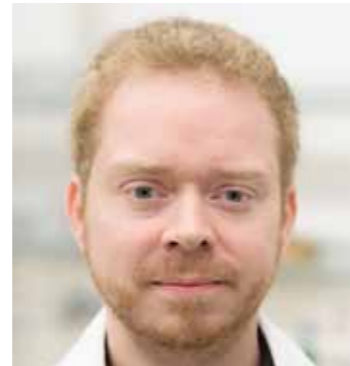
Experte für Softwaresysteme in Hochregallagern ist Dr. rer. pol. Reinhard Schütte (48). Er hat die Professur für Wirtschaftsinformatik und integrierte Informationssysteme (Fakultät für Wirtschaftswissenschaften) inne.

An der Universität Münster studierte er BWL. Nach seiner Promotion war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Essen. Schütte vertrat einen Lehrstuhl an der Universität Koblenz-Landau und habilitierte über betriebliche Informationssysteme im Handel. Zudem war er Gastprofessor an der Zeppelin Universität, Friedrichshafen.

Damit die Computertechnik in Unternehmen optimal funktioniert, möchte Schüttes Team zum Beispiel groß angelegte Systeme erforschen, damit heute noch nicht digitalisierte Bereiche besser unterstützt werden können. Da dies immer häufiger stattfindet, werden die Systeme nicht nur komplexer, sondern müssen die eingegebenen Änderungen auch rechtzeitig umsetzen (Echtzeitanforderung).

Außerdem untersucht er, wie Organisationen die IT-Systeme einsetzen, um zu verstehen, welche betriebswirtschaftliche Bedeutung diese haben.

JENS VOSKUH



Wie lassen sich Proteine erkennen, die Krebs verursachen können? Wissenschaftler wie Dr. rer. nat. Jens Voskuhl (32) erforschen das. Er ist Juniorprofessor für biosupramolekulare Chemie und verstärkt den entsprechenden Sonderforschungsbereich der UDE.

Voskuhl studierte Chemie an der Universität Münster (2002-2007). Nach seiner Promotion (2011) war er als Postdoktorand zwei Jahre an der niederländischen Universität Leiden und wechselte danach an die Universität Twente. Bevor er an die UDE kam, forschte er in Münster.

Um die Proteine zu entdecken, setzt Voskuhls Team synthetische Moleküle (Fluorophore) ein, die zu leuchten beginnen, wenn sie sich mit ihnen verbinden. Kommt es zum Fluoreszenz-Signal, wird ermittelt, wer der Bindungspartner ist und ob die Wirkung des Proteins unterdrückt werden kann (Inhibition). Oder die Fluorophoren werden mit anderen Stoffen auch ohne feste Bindung kombiniert (supramolekularer Ansatz). Durch das einfache Mischen erhält man viele Substrate, mit denen neue Medikamente entwickelt werden können. Auch wird er lichtsensibilisierende Stoffe in Nanopartikel einbauen.

JOCHEN A. WERNER



Das Universitätsklinikum Essen hat einen neuen Ärztlichen Direktor und Vorstandsvorsitzenden: Professor Dr. med. Jochen A. Werner (56). Er ist renommiert und erfahren: Bisher war er Ärztlicher Direktor und Ärztlicher Geschäftsführer am Universitätsklinikum Gießen-Marburg.

Werner studierte Medizin in Kiel und arbeitete lange an der dortigen Uniklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie, wo er sich 1993 habilitierte. Zwei Jahre später wurde er Leitender Oberarzt. 1998 folgte er einem Ruf auf den HNO-Lehrstuhl der Universität Marburg, den er zu einer der führenden Institutionen im Gebiet der Kopf-Hals-Onkologie entwickelte. 2011 wurde er Ärztlicher Direktor am Klinikum Marburg, dann wechselte er an die Spitze des Universitätsklinikums Gießen/Marburg.

Professor Werner wurde vielfach ausgezeichnet und gehört mehreren Gesellschaften und Verbänden an, darunter der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina. Zurzeit ist er auch Präsident der Deutschen Gesellschaft für Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie.

FOTOS (3): FRANK PREUSS

FOTO: UK ESSEN

AUSSERGEWÖHNLICHER FÜHRUNGSSTIL

UDE-Rektor ist Hochschulmanager des Jahres

Professor Dr. Ulrich Radtke ist Hochschulmanager des Jahres 2015. „Mit seinem partizipativen und ergebnisorientierten Führungsstil hat Professor Radtke einen großen Anteil daran, dass sich die UDE zu einer erfolgreichen und gut vernetzten Forschungsuniversität entwickelt hat“, lobte die Jury, die ihn in einem mehrstufigen Verfahren auswählte. Die Auszeichnung wird vom CHE Centrum für Hochschulentwicklung und der Wochenzeitung DIE ZEIT vergeben.

Bei der Preisverleihung in Berlin hielt die nordrhein-westfälische Wissenschaftsministerin Svenja Schulze die Laudatio. Sie würdigte, dass Professor Radtke „in vorbildlicher Weise die Universität Duisburg-Essen in Lehre und Forschung vorangebracht“ hat. Wie kaum ein anderer habe er „die gesellschaftlichen Herausforderungen einer bunten, einer vielfältigen, einer diversen Studierendenschaft angenommen.“ Die UDE nehme in der Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit unbestritten eine Vorreiterrolle ein. Entsprechende Projekte habe Professor Radtke aus leidenschaftlicher Überzeugung maßgeblich vorangetrieben.

Radtkes Erfolgsrezept: strategische Planung gespickt mit einer Portion Risikobereitschaft und klaren Verabredungen für kritische Situationen. Die Jury bewertete den Umgang mit befristeten Projekt-Förderungen als „ideenreich, ausgewogen und überzeugend“, gerade auch hinsichtlich fairer Perspektiven für den akademischen Nachwuchs. Selbst ohne gesetzliche Vorgaben wurden schon 2014 klare Richtlinien für die Gestaltung befristeter Verträge eingeführt. (ko)



„Top-Manager“ Professor Dr. Ulrich Radtke mit NRW-Wissenschaftsministerin Svenja Schulze.

FOTO: PHILIPPERA FÜR DIE ZEIT

EHRENDOKTOR

DIETER SCHRAMM: Der Professor für Mechatronik und Experte für Fahrerassistenzsysteme wurde von der Universität Miskolc geehrt. Er engagiert sich seit langem an der größten Universität im Norden Ungarns. So setzte er sich u.a. für die Einrichtung des Robert Bosch-Lehrstuhls für Mechatronik ein und unterstützte dort auch die Einführung dieses Fachs.

WEITERE AUSZEICHNUNGEN

ARBEITGEBERPREIS FÜR BILDUNG: Er ging in diesem Jahr an die Uni Duisburg-Essen für ihre herausragende E-Learning-Strategie. Die mit 10.000 Euro dotierte Ehrung wird von der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) vergeben. Gesucht wurden beispielhafte Konzepte, die gezielt und nachhaltig das Lernen mit und über digitale Technik und Technologien fördern. Die UDE hat einen systematischen Digitalisierungsprozess in der Lehre angestoßen. Sie bietet auch Fern- und Teilzeitstudiengänge an und verschränkt Online- mit Präsenzlernphasen, so dass zeitlich wie örtlich flexiblere Lernumgebungen entstehen.

BEHNKEN-BERGER-FÖRDERPREIS: Den hat die gleichnamige Stiftung der Medizinerin Dr. Susanne Lütje zugesprochen. Sie will mit ihrer Forschung die relativ hohe Rückfallquote bei Patienten mit Prostatakrebs verringern. Dafür kann sie nun 15.000 Euro einsetzen.

DIETER FRANKENBERG PREIS: Dr. Diana Klein von der Arbeitsgruppe Molekulare Zellbiologie teilt ihn sich mit einer Münchner Kollegin. Sie überzeugten mit der Arbeit zu „Vaskulären Funktion/Dysfunktion als Antwort auf ionisierende Strahlung“.

DISSERTATIONSPREIS DES KWI: Den erhielt Politikwissenschaftler Dr. Kerim Kudo für seine Doktorarbeit über „Europäisierung und Islam in Bosnien-Herzegowina: Netzwerke und Identitätsdiskurse“.

DUISBURGER SPARKASSENPREISE: Seit 1993 lobt das Geldinstitut diese Anerkennungen

aus. Für ihre ausgezeichneten Promotionen erhielten je 2.000 Euro: Dr. Kevin Alfuth, Dr. Andreas Martin Beckel, Dr.-Ing. Jeannette Heide und Dr. Thorsten Schlee. Für ihre Studienleistungen wurden mit je 1.000 Euro geehrt: Leonie Köllner, Sina Lachnitt, Sascha Maassen, Alina Stepken sowie Lisa Tonnätt.

EVA UND KLAUS GROHE-Preis: Mit 20.000 Euro dotiert, wird er von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) alle zwei Jahre vergeben – diesmal ging er an Professor Dr. Erich Gulbins. Der Molekularbiologe wurde für seine herausragenden Leistungen auf dem Gebiet der Infektiologie ausgezeichnet.

FASSELLT FÖRDERPREIS: Seit 2001 zeichnet die Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft PKF Fasselt Schläge Absolvent/innen aus. In diesem Jahr erhielten die mit je 1.000 Euro dotierten Anerkennungen Markus Urban für seine Dissertation sowie Renata Fitseva, Svenja Haselbach, Christina Scheibner, Caroline van der Sluijs und Gerrit Wiesner für ihre Masterarbeiten.

FRITZ-FRANK-FÖRDERPREIS: Die mit 3.000 Euro dotierte Ehrung der Deutschen Gesellschaft für Säugetierkunde würdigt exzellente Leistungen junger Wissenschaftler – in diesem Jahr die Arbeit von Dr. E. Pascal Malkemper. Der 30-Jährige aus der Arbeitsgruppe Allgemeine Zoologie befasste sich mit der sensorischen Biologie des Rotfuchses, genau: mit dem Magnetsinn.

GOTTSCHALK-DIEDERICH-BAEDEKER-Preis: Dr. Carolin Schmitz-Antoniak wurde damit prämiert. Die Physikerin erforscht das umfangreiche Gebiet der nanoskaligen magnetischen Materialien. Diese werden sowohl in der Medizin, etwa in der Kernspintomographie oder Tumorbehandlung, als auch in künftigen Datenspeichermedien eingesetzt.

KURT-HARTWIG-SIEMERS-WISSENSCHAFTSPREIS: Er ist mit 30.000 Euro verbunden und ging in diesem Jahr an Pädagogikprofessorin Dr. Carolin Rotter. Wenn Lehrer/innen an Schulen einen Migrationshintergrund haben,

ist das für ihre Kolleg/innen oder Schüler/innen weniger wichtig als gedacht, hat sie herausgefunden

MAX-DESSOIR-Preis: Der Psychologe Dr. Mike Lüdmann hat ihn erhalten. Er verfasste seine Arbeit über die „Die Architektur des Psychischen. Eine begrifflich-konzeptuelle Grundlegung der Psychologie und ihres Gegenstandes“. Den Preis vergibt die Deutsche Gesellschaft für Psychologie.

OLGA-RADZYNER-Preis: Damit hat die Österreichische Nationalbank Zoryana Olekseyuk ausgezeichnet. Die Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Internationale Wirtschaftsbeziehungen beeindruckte die Jury mit einer Arbeit zu ausländischen Direktinvestitionen und der Europäischen Integration der Ukraine.

ORDEN DER AKADEMISCHEN PALMEN: In ihn nimmt die französische Regierung auf, wer sich in besonderem Maße um die Bildung, Kultur und Geisteswissenschaften ihres Landes verdient gemacht hat. Die Insignien eines Offiziers dieses Ordens erhielt nun Dr. Wilfried Loth. Der Professor emeritus für Neuere und Neueste Geschichte beschäftigt sich u.a. mit Frankreich im 20. Jahrhundert sowie mit dem Ost-West-Konflikt und der europäischen Einigung.

PREIS DER STIFTUNG UNIVERSITÄTSMEDIZIN ESSEN: Defekte Brustimplantate im Körper können Beschwerden auslösen. Das beste Mittel, sie zu identifizieren ist bisher eine MRT-Untersuchung. Sie ist aber aufwendig und kostspielig. Chemie-Doktorandin Pia Rosendahl liefert eine Alternative: Einfache Blutanalysen können Auskunft über den Implantate-Zustand geben. Das Projekt wird jetzt mit 20.000 Euro gefördert.

WISSENSCHAFTSPREIS DER BERLINER STIFTUNG FÜR DERMATOLOGIE: Dieser ging erstmals an einen UDE-Forscher, an Professor Dr. med. Alexander Roesch. Der leitende Oberarzt (Hautklinik UK Essen) wurde für seine Arbeiten zum Malignen Melanom ausgezeichnet; es geht um die molekulare Charakterisierung und innovative Therapieansätze.

WOLF-ERICH-KELLNER-GEDÄCHTNISPREIS: Die Friedrich-Naumann-Stiftung zeichnete damit Dr. Henning Türk aus. Seine Habilitationsschrift über den pfälzer Politiker Ludwig Andreas Jordan (1811-1883) wurde als bedeutender Beitrag zur Erforschung der historischen Grundlagen des Liberalismus gewürdigt.

GREMIEN

JENS MARTIN GURR: Der Professor für britische Kultur- und Literaturwissenschaft bleibt Präsident der Gesellschaft für englische Romantik (GER). Als Geschäftsführer im Amt bestätigt wurde Professor Dr. Frank Pointner, der ebenfalls an der UDE forscht und lehrt.

RUDOLF JUCHELKA: Als Vizepräsident wird der Geographieprofessor weitere zwei Jahre die Geschicke der Deutschen Gesellschaft für Geographie mitlenken. Diese ist das Dach für mehrere geographische Verbände und Gesellschaften, in denen rund 20.000 Mitglieder organisiert sind.

TOBIAS KOLLMANN: Der Professor für BWL und Wirtschaftsinformatik wurde in den Aufsichtsrat der Klöckner & Co SE bestellt. Der Duisburger Konzern ist einer der weltweit größten Stahl- und Metallgroßhändler. „Mit Professor Kollmann gewinnen wir wertvolles Know-how im Bereich Digitalisierung hinzu. Zudem verfügt er über ein breites Netzwerk in der Wissenschaft und Startup-Szene“, begrüßte Vorstandsvorsitzender Gisbert Rühl die Entscheidung.

STEFAN ROSS: Das Bundesministerium für Gesundheit hat den Professor für Virologie für weitere drei Jahre in den „Arbeitskreis Blut“ berufen. Dieses Expertengremium berät die zuständigen Behörden des Bundes und der Länder in Fragen der Sicherheit, wenn Blut und Blutprodukte gewonnen und angewendet werden.

JÜRGEN WASEM: Der Professor für Medizinmanagement ist neuer Vorsitzenden des Risk Adjustment Network (RAN). In diesem internationalen Forschungsnetzwerk sind

Mitglieder aus den USA, den Niederlanden, der Schweiz, Belgien, Israel, Irland, Australien und Deutschland. Das RAN befasst sich mit der Risikoadjustierung u.a. bei der Finanzaufweisung an Krankenkassen.

AUSSERPLANMÄSSIGE PROFESSUREN

Dr. rer. nat. Thomas Dreier, Fakultät für Ingenieurwissenschaften, Privatdozentin Dr. med. Kerstin Herzer, Fakultät für Medizin, Privatdozent Dr. rer. nat. Dr. rer. medic. Walter Jentzen, Medizinische Fakultät, Privatdozent Dr. rer. nat. Frank-Joachim Meyer zu Heringdorf, Fakultät für Physik, Privatdozentin Dr. med. Stefanie Weber, Medizinische Fakultät.

VENIA LEGENDI

Dr. rer. oec. Sven Balder für das Fach Betriebswirtschaftslehre, Dr. med. Alexander Dechêne für das Fach Innere Medizin, Dr. med. Corinna Grasemann für das Fach Kinder- und Jugendmedizin, Dr. rer. nat. Ani Melkonyan für das Fach Environmental Sciences, Dr. rer. nat. Hartmut Wiggers für das Fach Materialwissenschaft.

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Ressort Presse in der Stabsstelle des Rektorats der Universität Duisburg-Essen, 45117 Essen; presse@uni-due.de

Verantwortlich: Beate H. Kostka T. 0203/379-2430

Mitarbeit an dieser Ausgabe: Thomas Binn Ulrike Bohnsack (ubo) Daniela Endrulat (end) Bettina Engel-Albustin Michael Hüter Katrin Koster (kk) Beate H. Kostka (ko) Schuchrat Kurbanov Sabine Loh Steffi Nickol (sn) Andreas Niederberger Alexandra Nießen Frank Preuß Amela Radetinac (ra) Jochen Tack

Layout: Ulrike Bohnsack

Titelbild: Arne Dedert/dpa

Druck: OFFSET COMPANY, Wuppertal



13. Jahrgang, Nr. 3
Dezember 2015
ISSN 1612-054X

Nachdruck und Reproduktion von Beiträgen und Fotos nur mit Zustimmung der Redaktion



FOTOS (5): FRANK PREUSS

Seufzer, Flow, Inspiration... im Untergeschoss des Operativen Zentrums II atmet auch Medizingeschichte. Hinter Plexiglas stehen „Romulus 19“ und „Marius 1A“ – neben anderen alten Narkosegeräten, die von früher erzählen. Das älteste Modell der Sammlung ist aus dem Jahr 1946 und wurde bereits damals mit Lachgas gespeist.

Wer die historischen Utensilien genauer betrachtet, staunt über Aufschriften wie Inspiration und Expiration: über diese Ventile wird die Ein- und Ausatmung gesteuert. Die Seufzeratmung – ein natürliches Phänomen – kann künstlich nachgeahmt werden, damit die Lungenbläschen in Narkose offen bleiben und nicht kollabieren.

Ziemlich robust sieht der „Reanimator“ aus. Sicher nichts für Kleinkinder. Für diese gab es eigene Narkosebestecke. Und eine wunderliche „Brille“ mit roten Gummischläuchen (Foto rechts oben) half dabei, Sauerstoff in die Nase zu führen.

Professor Dr. med. Jürgen Peters, Direktor der Klinik für Anästhesiologie und Intensivmedizin, hat die Sammlung seines Vorgängers erweitert. Kleiner sind die heutigen Apparaturen trotz neuer Technik übrigens kaum geworden, dafür können sie aber immer mehr. (kk) ■

